

ruprecht Nr. 60 vom 03.06.1999

 Die ganze Ausgabe als PDF-Datei

Titel

- Mehr Markt für die Mensa - Studentenwerke auf dem Weg in die Marktwirtschaft
-

Schwerpunkt

- Aus der Welt gerissen - Alltag in der Heidelberger Flüchtlingsunterkunft
-

Interview

- "Die Kommission hat sich ins Bein geschossen" - Karlheinz Neunreither über die Europawahlen und die Zukunft der EU
-

Meinung

- Uniphob? - Von Patrick Palmer
-

Hochschule

- Mensa: Futtern wie bei Muttern? - Studentenwerk verspricht Umbau der Mensen und neuen Speiseplan
 - Meeresbiologe verklagt Uni - Stellungnahme von Univerwaltung und Fakultät
 - Unrühmliche Presse - Heidelberger Wissenschaftler im Zwielficht: Verfahren wegen Genklau
 - Institut eröffnet - Medizin-, Gesundheitsrecht und Bioethik
-

Heidelberg

- Meinung zählt - auch mit Putenschnitzel - Der ruprecht-Scout führt Lesewillige durch den studentischen Pressedschungel
 - Chaos auf 74 Quadratmetern - SWR 3 und ruprecht entlarven die wildeste WG im Ländle: Die Blumenkinder
 - Schwarzer Peter - Kneipenserie, Folge vier: Der Schwarze Peter
-

Weltweit

- Zwischen Korruption und Kosovo - Ausgerechnet bei den Europawahlen leidet die EU unter Katerstimmung
-

Feuilleton

- Immer feste draufhalten - Klick! - "Augenblicke des Jahrhunderts" in Speyerer Fotoreportage
- Campus-Kino - Vom Hörsaal zum Film: Studis als Statisten
- Clowns und Helden - Internationales Theaterflair in der Neckarstadt
- Star Wars´ back! - Die erste monatliche Star Wars Comic Serie
- Unbekannte Krim - Ausstellung im Kurpfälzischen Museum

Movies

- Die Mumie - 2 von 4 rupis - ordentlich
 - Der Croupier - Der Untertitel des Artikels
 - Der Croupier - 2 von 4 rupis - wenig lebensnah
 - Place Vendôme - 3 von 4 rupis - sehenswert
 - Der Guru - 2 von 4 rupis - etwas banal
 - On tour: preisgekröntes Kino - Thriller, Liebesgeschichte, Komödie: Der Deutsche Filmpreis zeigt alles
-

Records

- Mike Ness - Cheating at Solitaire
 - Pia Lund - Lundaland
 - Jim Hail & Pat Metheny
-

Verschiedenes

- Textarchiv Helios in UB - Eigene Publikationen im World Wide Web
 - Heiko - Neuer Service der UB
 - Personals! - Der muß scheiße sein, mit dem DUDEN!
 - Impressum der Ausgabe 60
-

Ey!

- Ey! - Prophet Mambo Nr. 5
-

Historie

- Vom Hamstern, Wohnungsnot und Brückenbau - 50 Jahre Bundesrepublik: Heidelberg von der Stunde Null bis zur Staatsgründung
-

Glosse

- Heiß
-

Mehr Markt für die Mensa

Studentenwerke auf dem Weg in die Marktwirtschaft

Das Ende oder ein neuer Anfang? Am 12. April beschloß die Landesregierung dem Studentenwerk ein neues Gesetz zu verpassen. Ziel der Reform: Das Studentenwerk soll zum "autonomen Handeln" angeregt werden, was zugleich "wirtschaftliches Handeln" bedeutet. Mit der Möglichkeit Betriebe zu gründen oder Aufgaben an Dritte zu delegieren wird das Studentenwerk zu einer Art Unternehmen ausgebaut. Auch die Uni darf sich in den Konkurrenzkampf einmischen. Willkommen in der freien Wirtschaft!

"Für die Umsetzung der Bedürfnisse zukunftsorientierter sozialer Betreuung Studierender...bieten sich keine Alternativen an", verkündet der Landtag. Was sieht nun die definitive Gesetzesänderung vor? Durchgreifend ist sicherlich die Tatsache, daß das Stuw sein Monopol verliert. Offizielle Formulierung der Regierung: "Die sozialen Betreuungsaufgaben von Studierenden können auf Antrag einer Universität dieser selbst oder einem anderen Studentenwerk zugewiesen werden."

Im Klartext: Die Uni bekommt ein Optionsrecht, darf also alle Aufgaben des Studiwerks übernehmen oder an andere Studentenwerke weiterleiten. Aber nicht nur Universitäten können sich der sozialen Betreuung der Studenten widmen. Das Ministerium schreibt dem Studentenwerk vor, alle fünf Jahre Angebote privater Unternehmer für seine Aufgabenbereiche einzuholen. Die Mensen z.B. betreut dann ein Catering-Service, die Wohnheime eine Immobiliengesellschaft.

Auch das Ministerium möchte seinen Einfluß stärken. Im Verwaltungsrat des Studentenwerks stellt es künftig drei externe Mitglieder. Außerdem hat es die Möglichkeit Studentenwerke mit Zustimmung des Landtags zu gründen, aufzulösen oder zusammenzulegen. Was die Finanzen angeht, die Studentenwerks-Gebühr am Semesteranfang bleibt, ebenso die Finanzspritze des Landes. Trotzdem sollte es "das primäre Bestreben" des Studentenwerks sein, sich selbst zu finanzieren, meint das Ministerium.

So rechte Begeisterung über die Gesetzesreform aus Stuttgart will sich bei den Betroffenen nicht einstellen. Das Optionsrecht der Universität zum Beispiel hält Hans Boie, Vertreter der FSK, für "im höchsten Maße unsinnig und gefährlich." Der "behäbige, inflexible" Verwaltungsapparat der Universität sei nicht in der Lage diese Aufgabe zu bewältigen. Auch der Geschäftsführer des Studentenwerks, Dieter Gutenkunst, klassifiziert diese Möglichkeit als "höchst fragwürdig". Die Hauptaufgabe der Hochschule liege schließlich im Bereich Lehre und Forschung, und weniger in der sozialen Förderung.

Die Universität Heidelberg sieht die Sache genauso. Eine Übernahme der Aufgaben des Studentenwerks durch die Uni hält Pressesprecher Dr. Michael Schwarz "nicht für sinnvoll". Seiner Meinung nach sollte das Studentenwerk in Heidelberg so organisiert bleiben, wie es zur Zeit ist. Doch über das Optionsrecht der Universitäten herrschen an den Hochschulen Baden-Württembergs unterschiedliche Meinungen. Warum hält das Ministerium unter diesen Umständen nun an der Idee fest?

Das Schlagwort heißt wie immer "Einsparungsmöglichkeiten". Mehrere Verwaltungsbereiche könnten durch eine solche Übernahme durch die Universität zusammengelegt werden (z.B. Personalverwaltung und Finanzverwaltung), bzw. Einrichtungen, die bisher nicht der Kontrolle der Universität unterstehen, könnten neu organisiert werden. Ein konkreter Vorschlag wird auch unterbreitet. Die BaföG-Ämter Heidelberg und Mannheim sollen zusammengelegt werden. Ersparnis nach Rechnung des Landes: 450.000 Mark.

Was nun die von der Stuttgarter Regierung geforderten Ausschreibungen der Studentenwerksaufgaben angeht, ist man sich im Stille und in der FSK gleichermaßen einig: Die Miteinbeziehung externer Dritter in die Dienstleistungsangebote könnte die bisher stets gut funktionierende Infrastruktur des Studentenwerks zerschlagen, was auf Dauer das Angebot verschlechtern würde.

Erwähnt wird hierbei immer die Furcht vor Dienstleistungsbetrieben mit sogenannten "Dumping"-Angeboten. Besorgt ist man vor allem um eventuelle Qualitätseinbußen hinsichtlich des Service und der im Mensabetrieb angebotenen Produkte.

Inwieweit nun die Reformvorschläge des Landes umgesetzt werden, steht noch nicht fest. Das umlaufende Gerücht von einer Abschaffung des Studentenwerks ist aber sicher falsch. Allerdings könnten verschiedene Einrichtungen zeitweise geschlossen werden. Als konkret betroffen können sich hierbei die psychotherapeutische Beratungsstelle, das Haus der Studierenden im Marstall und eine der Altstadtmenschen sehen, deren Schließungen das Kabinett schon seit längerem fordert.

Dem Ministerium, das die Gesetzesänderung auf Initiative des Rechnungshofes entworfen hat, geht es bei dieser Gesetzesänderung vor allem darum, das Monopol des Studentenwerks zu brechen. Verunsichert bleiben dabei die Mitarbeiter der Mensen oder Wohnheime. Wie es um ihren Arbeitsplatz in Zukunft steht, kann niemand mit Bestimmtheit sagen.

Mit der Übernahme in einen privaten Betrieb würden dem bisherigen Studentenwerkspersonal bestimmte Zusatzversorgungen verlorengehen, meint auch Studentenwerks-Geschäftsführer Gutenkunst. Von der Furcht vor Entlassungen ganz zu schweigen: Die Tarifverträge der Mitarbeiter laufen im nächsten Jahr aus.

Ein Punkt der Reform findet aber doch die Zustimmung des FSK-Vertreters Hans Boie. Dadurch, daß die finanziellen Zuschüsse des Landes künftig für fünf Jahre festgelegt werden, erhofft er sich mehr Planungssicherheit. Inakzeptabel sei allerdings die Tatsache, daß sich das Ministerium über die Höhe der Beträge, bzw. das Verfahren, nach dem diese Zuschüsse berechnet werden, nicht weiter äußert.

Auch der Geschäftsführer Dieter Gutenkunst stimmt für eine geregelte Finanzhilfe durch das Land. Dem gegenüber steht der Wunsch des Ministeriums, möglichst wenig für wen auch immer zahlen zu müssen.

Kurz gesagt, die freie Marktwirtschaft hält auch in der Studentenbetreuung Einzug. Nicht nur aufgrund dieser Tatsache hat sich natürlich pessimistische Stimmung innerhalb der Räume des Studentenwerks breitgemacht. Zudem fanden die Protestaktionen, zu denen die Studentenwerke und auch die ÖTV an den Hochschulen des ganzen Landes aufgerufen hatten, kaum Beachtung im Stuttgarter Ministerium.

Für neuen Diskussionsstoff wird vermutlich auch in nächster Zeit die

Stellungnahme des Rechnungshofes sorgen. Dessen Meinung gegenüber dem vorgelegten Gesetzesentwurf wurde bislang unter Verschuß gehalten. Über den Inhalt darf gemunkelt werden. Das Studentenwerk meint zu wissen, weshalb die Stellungnahme des eigentlichen Ideengebers für die geplante Reform nicht an die Öffentlichkeit gelangte: auch der Rechnungshof sei nicht zufrieden mit den Plänen des Ministeriums. Die gesetzten Ziele würden in diesem Sinne durch die neuen Satzungen nicht erreicht, so Gutenkunst.

Den Betroffenen selbst sind bis zur Entscheidungsfindung mehr oder weniger die Hände gebunden. Vor allem in Sachen finanzieller Planung bleibt zu hoffen, daß auf Seite des Studentenwerks Klarheit herrschen wird, sobald der Entwurf Mitte Juli die endgültige Zustimmung der Landesregierung erhalten hat.

Fazit für den Studi: Mit einer Einschränkung des Angebots in gewissen Bereichen muß generell wohl in jedem Fall gerechnet werden. Und höchstwahrscheinlich wird auch das meiste teurer werden. Es bleibt zu wünschen, daß sich dank der Neuerungen wenigstens der Service verbessert. Ein Mensaessen auch in der Altstadt auf richtigen Tellern serviert, wäre ja wirklich nicht zu verachten.

(bede, st)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 60

Aus der Welt gerissen

Alltag in der Heidelberger Flüchtlingsunterkunft

"Sahid hat Dinge gesehen, die man als Kind einfach nicht sehen darf", sorgt sich sein Vater und berichtet von den mißhandelten Leichen, die der fünfjährige Sahid gesehen hat. Phlegmatisch steht er da, der kleine Kosovare, und blickt mit seinen großen Augen in die Welt. Er wirkt, als wäre er am liebsten nirgendwo.

Erwachsene und Kinder in der Heidelberger Flüchtlingsunterkunft scheinen zwischen Schock und Alltag hin- und hergerissen. Von einer Sekunde auf die andere wechseln die Stimmungen, die Kinder schrecken aus ihrem Spiel, Lachen und Zorn liegen eng beieinander.

Schnell bildet sich eine Männerrunde um die zwei Besucherinnen von der Presse. Die Kosovoflüchtlinge nutzen die Gelegenheit, ihre Wut zu äußern und zudem in einer Zeitung veröffentlicht zu wissen.

"Massaker" ist das Wort, das von nun an das Gespräch vor den "mobil homes" dominiert.

Die Flüchtlinge erinnern sich und erzählen, und mit den Geschichten erwacht die Wut auf alle Serben. Die Stimmung heizt sich auf, gleichzeitig steigt unsere Vorsicht, um nicht instrumentalisiert zu werden als Medium, um Haß und Wut zu verbreiten. Über allem schwebt jedoch die Traurigkeit über das Erlebte, über den Krieg und die verlassene Heimat.

Ein 42jähriger Mann erinnert sich daran, wie ihm am 1. April die serbische Polizei zwei Minuten Zeit ließ, um sein Haus zu verlassen. Danach sei er mit 40 weiteren Personen in einen Waggon gezwängt worden, der von Pristina in ein Lager nach Mazedonien gefahren ist. Nicht überlebt haben drei Kinder und ein älterer Mann die Zugfahrt. Im Lager in Mazedonien, so erzählt er weiter, sind 25 Personen gestorben.

Ein alter Mann meldet sich zu Wort: "Ich habe zusehen müssen, wie sie meinen Vater verbrannt haben", erzählt er und gerät ins Stocken. Es fällt ihm sichtlich schwer, und dennoch scheint er das Bedürfnis zu haben, das Erlebte auszusprechen. Über 40 Menschen seien bei dem Massaker in Recak von der serbischen Miliz getötet worden. Er selbst habe sich gerettet, indem er sich totgestellt habe.

Die Frage, ob er nach allem, was sich in seiner Heimat ereignet hat, wieder in den Kosovo zurück möchte, wenn der Krieg vorbei ist, löst heftiges Kopfnicken in der Männerrunde aus. "Das wollen fast alle, obwohl die Serben uns so viel angetan haben." Ebenso klar ist die Antwort auf die Frage, ob sie sich vorstellen können, irgendwann einmal wieder mit den Serben zusammenleben zu können. "Nein", meint einer der jüngeren Männer aufgeregt, "auf keinen Fall. Seht doch, was die mit uns angerichtet haben." Der Haß gegen die Serben lebt in jedem Satz mit.

Zunächst gilt es jedoch, den Alltag in der fremden Stadt Heidelberg, im fremden Land Deutschland, zu meistern. Sprachprobleme machen vor allem den Kindern Schwierigkeiten. "Im Moment können sie hier leider noch nicht zur Schule gehen.", beschreibt Sahids Vater eine seiner Hauptsorgen. Die zehnjährige Tochter könne noch nicht einmal ihren

Namen richtig schreiben. "Durch den Krieg gab es kaum eine Gelegenheit für die Kinder, eine Schule zu besuchen.", erklärt er.

Überhaupt seien es besonders die Kinder, die unter der ganzen Situation am meisten zu leiden hätten. "Sie sind völlig aus ihrer Welt gerissen worden." Auf den ersten Blick ist dies den meisten nicht anzumerken. Sie spielen auf der Rasenfläche im Hof, zanken sich um die Wippe und linsen neugierig aus den Fenstern auf die Pressetante mit der Kamera. Von Zeit zu Zeit jedoch scheint eine Spur Verschrecktheit über ihre Gesichter zu huschen, die Köpfe verschwinden hinter den Gardinen und wir überlegen, ob kindliche Schüchternheit oder Angst die Ursache dafür sind. Sahid allein scheint von einer anderen Welt.

Spuren hat der Krieg sicherlich auch bei den Erwachsenen hinterlassen. Zudem leben viele Flüchtlinge in der Ungewißheit, ob die Familienmitglieder noch leben, wie es ihnen geht und wo sie sich befinden. Zwar laufen viele Suchaktionen, zum Teil über Fernseh- und Radiosender, doch bis diese etwas ergeben, verstreicht viel Zeit.

Überhaupt können die Kosovaren wenig tun im Wartezimmer Deutschland. Warten, bis der Krieg zuhause ein Ende gefunden hat, warten, bis Lebenszeichen von den Verwandten kommen, warten bis die Zeit vergeht. "Es ist schade, daß es keine Möglichkeit für uns gibt, zu arbeiten", meint ein junger Kosovare.

Kontingentflüchtlinge bekommen in Deutschland zwar eine dreimonatige Aufenthaltsbefugnis, jedoch keine Arbeitserlaubnis. So bleibt nicht viel, was konkret getan werden kann, um die eigene Situation zu bessern. "Die Flüchtlinge", so die zuständige Sozialarbeiterin Gabriele Kurcan, "bekommen neben 80 Mark Taschengeld pro Monat auch Lebensmittelpakete und andere Sachleistungen." Mit vielen der zur Verfügung gestellten Lebensmittel können die Kosovaren jedoch nichts anfangen, weil sie sie nicht kennen, ergänzt sie. Daher erstellt sie gemeinsam mit den Flüchtlingen eine Liste der nötigen Lebensmittel.

Die organisatorische Arbeit nimmt Kurcan voll in Anspruch. Soziale und psychologische Hilfestellung ist für die Menschen aus der Kriegsregion Kosovo nicht vorgesehen, auch Kurcan findet keine Zeit dazu. Ob der Zukunft der Flüchtlinge in Deutschland zeigt sie sich besorgt: "Zur Zeit gibt es noch ein starkes öffentliches Interesse für die Flüchtlinge.

In den Medien wird viel über sie berichtet und die Bürger beteiligen sich noch rege an bestimmten Spendenaktionen. Und so fühlen sich die Flüchtlinge momentan noch aufgewertet". Es werde aber auch die Zeit kommen, so befürchtet die Sozialarbeiterin, in der das öffentliche Interesse, wie auch bei den Flüchtlingen aus anderen Krisenregionen, in diesem Maße nicht mehr da sei. Damit käme dann auch bei den Flüchtlingen die große Enttäuschung.

Insgesamt bisher 36 Flüchtlinge aus dem Kosovo im Heidelberger Übergangsheim angekommen. Ob noch weitere Flüchtlinge in Heidelberg aufgenommen werden, ist noch nicht klar. Erst seit wenigen Wochen ist Predrag, ein junger Bäcker aus einem Dorf im Norden, in Heidelberg. "Ich bin froh, wieder in Deutschland zu sein, sicher vor den Schikanen der Serben", betont er.

Vor ein paar Jahren hatte er in Deutschland bereits einen Asylantrag gestellt, der aber abgelehnt worden war. Der Krieg führte ihn nun zum zweiten Mal hierher, gemeinsam mit 18 weiteren Flüchtlingen in der zweiten und bisher letzten Flüchtlingsgruppe. Seine Bäckerei im Kosovo, so erzählt er aufgeregt, ist von der serbischen Polizei völlig zerstört worden. Mit großen Augen schildert er genau, wie sich die

Dinge abgespielt haben, die Dialoge, die Szenen.

Es ist schwer, ihm in seinem gebrochenen Deutsch zu folgen, klar zeigt sich jedoch seine Einteilung in Gut und Böse. Zwar ist die Welt aus allen Fugen geraten, eines jedoch scheint sicher festzustehen für ihn: Serben gehören zur bösen Seite.

"Mehr Bomben", tönt es eindringlich von allen Seiten, als der studentische Besuch sich verabschiedet. Mit Nachdruck betont der junge Bäcker aus dem Kosovo noch einmal: "Glaubt es mir: Die NATO muß noch viel stärker vorgehen, mehr Bomben abwerfen und vor allem Bodentruppen schicken. Glaubt es mir, daß ist die einzige Lösung. Ohne Bodentruppen geht es nicht."

Seither sind fast zwei Wochen vergangen. In dieser Zeit hat sich einiges verändert: die politische und militärische Lage. Anderes ist noch immer so, wie es der Krieg hinterlassen hat: die Menschen. Seit Milosevic dem Friedensplan der internationalen Vermittler zugestimmt hat, lebt die Hoffnung wieder auf, daß die Nato-Luftangriffe bald ein Ende finden und damit ein Friedensprozeß einsetzt. Dieser wird jedoch - so zeigt es traurig und deutlich die Situation in der Heidelberger Flüchtlingsunterkunft - zäh und langwierig sein.

Ob das militärische Vorgehen tatsächlich etwas bewegt hat auf dem Weg zu einem friedlichen Miteinander im ehemaligen Jugoslawien bleibt fraglich. Die schmerzliche Gegenwart und ukunft der Menschen im Kosovo und in Serbien jedenfalls ist im kleinen Sahid sicherlich am deutlichsten zu erkennen.

(ckg, bak)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 60

"Die Kommission hat sich ins Bein geschossen"

Karlheinz Neunreither über die Europawahlen und die Zukunft der EU

Karlheinz Neunreither war bis 1996 Beamter beim Europäischen Parlament, zuletzt in der Position eines Generaldirektors. Er leitete die Generaldirektion Ausschüsse und Delegationen, die unter anderem die 20 Untersuchungsausschüsse des Parlaments betreut. Er ist Vorsitzender bei der "International Political Science Association" (IPSA), wo er einer internationalen Forschungsgruppe für Europafragen vorsteht. Außerdem ist er als Honorarprofessor an der Universität Heidelberg tätig. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Weiterentwicklung der Europäischen Union und die gesamteuropäische Zusammenarbeit.

ruprecht: Am 13. Juni wird in Deutschland ein neues Europäisches Parlament gewählt. Vielfach ist den Leuten jedoch gar nicht klar, was genau das Europaparlament eigentlich macht. Was sind für Sie die wichtigsten Aufgaben des Europäischen Parlaments?

Neunreither: Das Europaparlament hat ja bis in die Mitte der 80er Jahre ein Schattendasein geführt. Es war zunächst ein nicht gewähltes Parlament. Seit 1979 gibt es die direkte Wahl, die jedoch nicht zu vermehrten Befugnissen geführt hat. Das Parlament hatte damals einige Rechte im Bereich des Haushalts, aber nur eine sehr schwache Mitwirkung im Gesetzgebungsbereich. Ende der 80er Jahre änderte sich das schrittweise. Heute haben wir ein Verfahren der Mitentscheidung, bei dem das Parlament in weiten Bereichen der EU-Gesetzgebung gleichberechtigter Partner mit dem Ministerrat ist - quasi ein Zweikammersystem.

Gibt es denn Initiativen des Europaparlaments, diese demokratischen Mitbestimmungsrechte noch weiter zu verstärken?

Es gibt da zwei Ziele: Erstmal die Mitwirkung an der Gesetzgebung noch weiter auszubauen - das heißt, dieses Verfahren der Mitentscheidung so zu erweitern, daß alle Gesetzesbereiche wie in zwei gleichwertigen Kammern behandelt werden. Zweitens den Einfluß auf die Ernennung der Kommission zu erweitern, damit sich die beiden Institutionen zueinander ungefähr so verhalten wie ein nationales Parlament und seine Regierung.

Da sind wir momentan auch in einem Entwicklungsprozeß: Das Parlament hat mit dem Amsterdamer Vertrag mehr Einwirkungsrechte gewonnen. Es hat allerdings schon 1994 die Verfahrensbestimmungen sehr extensiv ausgelegt und hat die einzelnen Kommissare vor den Fachausschüssen einer ausführlichen Befragung unterzogen, mit dem Ergebnis, das einzelne Kandidaten sehr schlecht ausgesehen haben.

Das scheint sich aber nicht sehr gelohnt zu haben. Schließlich sind den Kommissaren gerade schwere Verfehlungen nachgewiesen worden. Hätte das Parlament vielleicht genauer prüfen sollen?

Ach, das weiß ich nicht. Das ist ein anderes Feld. Daß die Frau Cresson ihren Zahnarzt mit diesen Untersuchungen beauftragt, das hätte die Kommission nur durch interne Verhaltensregeln verhindern können - wie den Verhaltenskodex, den sie jetzt nachträglich aufgestellt hat. So etwas kann man bei einem solchen Hearing nicht herausbekommen. Was das Hearing aber bewirkt hat ist, daß die Santer-Kommission auf das Parlament mehr gehört hat.

Ein weiteres neues Recht des Parlaments ist die Einsetzung von Untersuchungsausschüssen. Allerdings hat die Kommission auf die Forderungen der letzten zwei, drei Jahre nicht reagiert, dem Parlament weitere Befugnisse bei der Haushaltskontrolle einzuräumen. Das gibt's in jedem Verein, daß der Vorstand durch den Kassenprüfer entlastet werden muß. Die Fachausschüsse haben sich beklagt, daß die Kommission nicht reagiere. Es gab Subventionen hie und da, in die Regionalfonds und nach Osteuropa, wo sich die Leute teilweise in die eigene Tasche gearbeitet haben, indem sie zum Beispiel Ausschreibungen gewannen, deren Kriterien sie mit entworfen hatten.

Das hat sich so aufgestaut, bis das Maß voll war und das Parlament im Januar versucht hat, die Kommission zu stürzen. Die notwendige Mehrheit wurde knapp verfehlt, aber immerhin bröckelte die Unterstützung für die Kommission so stark ab, daß man es für richtig hielt, einen unabhängigen Ausschuß einzusetzen. Auf dessen Bericht hin ist die Kommission im März dieses Jahres dann geschlossen zurückgetreten - auf Druck des Parlamentes. Wenn man so will, ist das Parlament hier als Anwalt der Öffentlichkeit und der Medien eingetreten. Die Frage ist nun, was die Kommission daraus macht.

Wie glauben sie, wird sich der Einfluß des Parlaments weiterentwickeln ?

Die Gefahr ist, das man nur einige Parlamentsfunktionen sieht, wie etwa die Gesetzgebung. Da wird man das Mitentscheidungsrecht weiter ausdehnen, vor allem auf die Bereiche, die noch nicht erfaßt sind, wie die Landwirtschaft. Eine Entwicklungslinie gegenüber der Kommission in Bezug auf stärkere Kontrolle und politische Einflußnahme auf ihre Zusammensetzung ist auch zu sehen. Ohne so weit zu gehen, daß sie so etwas wie eine parlamentarische Regierung wird wie im nationalen Bereich. Man kann das bedauern, aber Europa ist dafür noch nicht reif. Europa kann noch nicht akzeptieren, daß eine rot-grüne oder andere Parteienfamilie das Sagen hat. Das würde die Europäische Einigung, die ein Verhandlungssystem ist, zu sehr belasten.

Bei welchen Funktionen kann sich der Einfluß des Parlaments sonst noch entwickeln ?

Da gibt es einige, die sehr stark vernachlässigt sind: Die Beziehung zum Bürger, europäische Öffentlichkeit und so weiter. Man wird ja sehen, daß die Europawahlen nicht die Beachtung haben, die sie verdienen. Weshalb? Sie sind noch zu sehr durch die nationalen Parteien dominiert. Es gibt zwar europaweite Zusammenschlüsse von Parteien, aber die spielen in wichtigen Bereichen wie der Kandidatenaufstellung keine Rolle.

Zudem wird die Europawahl überschattet von nationalen Themenstellungen: Die Bundestagswahl bleibt nach wie vor die allerwichtigste Entscheidung, Landtagswahlen und Europawahlen sind dann oft Reaktionen auf die letzten Bundestagswahlen. Wenn die Leute mit dem Kosovo-Krieg oder dem 630-Mark-Gesetz unzufrieden sind, dann zeigen sie's denen in Bonn. Aus dieser Ecke müßte das Europäische Parlament herauskommen, so daß man sich unmittelbar zu europäischen Themen äußern kann.

Wie könnte das EP das bewerkstelligen ?

Im nationalen Bereich haben wir eine sehr starke Personalisierung. Wir

kennen die wichtigsten Akteure: Wenn Sie an einer englischen Wahl teilnehmen, dann stimmen Sie zwar für ihren lokalen Kandidaten, aber letztendlich stimmen Sie für Tony Blair oder gegen ihn. Auch bei unseren Koalitionsregierungen weiß man, wer Kanzler werden soll. Das alles gibt es bei der Europawahl nicht. Diese Personalisierungsebene fehlt. Das kann man über das Parlament nicht unmittelbar machen, sondern da müßte man stärker in die Exekutive hinein, also: die Kommission als Regierung wählen.

Können Sie sich vorstellen, daß die bisher nur lockeren Fraktionsbündnisse stärker werden?

Auf jeden Fall. Die Parteienzusammenschlüsse haben alle ihre Hausarbeiten nicht gemacht. Die haben zwar gemeinsame Programme, aber bei den wichtigsten Entscheidungen sind die nationalen Unterblöcke in den multinationalen Parteien noch das Wichtigste. Jeder Abgeordnete schaut natürlich dorthin, wo er herkommt und wo er wieder aufgestellt wird. Den reinen, abstrakten europäischen Abgeordneten, den gibt es noch nicht.

Wenn das Parlament aus eigener Kraft gar nicht in der Lage ist, sich weitere demokratische Kompetenzen zu erstreiten, kann sich das die Kommission nicht zu Nutzen machen?

Das würde ich jetzt nicht sagen. Die Kommission ist aus dem Spiel erst mal draußen, die hat sich selbst ins Bein geschossen. Vor dem Rücktritt war das Image der Kommission das Leitbild der Europäischen Institutionen: unter Jacques Delors stand die Kommission in dem Ruf, sehr initiativ und dynamisch zu sein.

Glauben Sie, daß Prodi diesen Ruf zurückerwerben kann?

Das wird man sehen. Jedenfalls übt er Einfluß auf die Auswahl der Kommissare, wie es nach Amsterdam sein neues Recht ist, und nimmt nicht jeden, der gerade so angeboten wird. **Einer der zentralen Streitpunkte ist momentan die Frage nach der Erweiterung oder Vertiefung der Union. Wo sehen Sie zwischen diesen beiden Punkten Widersprüche und Gemeinsamkeiten?**

Inzwischen sind eine Reihe von Würfeln gefallen: Die Union hat sich auf die Erweiterung festgelegt. Es gibt eine erste und eine zweite Gruppe von Kandidaten, und man muß auch sehen, was mit den Ländern passiert, die nicht da drin sind. Man kann Serbien ja nicht auf alle Ewigkeiten aus Europa ausschließen, nur weil dort jetzt Milosevic sitzt. Am Beispiel der Slowakei hat man ja gesehen, daß ein Annäherungsprozeß zur Stärkung der Demokratie beiträgt.

Die große Frage ist, was das für den Einigungsprozeß der EU bedeutet: Man kann mit diesem großen Kreis von dann beinahe dreißig Mitgliedsstaaten nicht den Sprung zum europäischen Bundesstaat machen. Man muß also entweder auf eine Weiterentwicklung verzichten und da bleiben, wo man ist - sozusagen Maastricht als Dauerzustand - oder man muß dazu übergehen, ein Kerneuropa zu schaffen, das sehr viel flexibler gestaltet sein müßte. Den einheitlichen Rahmen müßte man dann aufgeben: Die dreißig Teilnehmer wären dann in der unteren Schublade, die die weitergehen wollen, können das tun.

Ist durch die Einführung des Euro eine Art Motivationsvakuum eingetreten, so daß der EU jetzt eine Perspektive fehlt?

Das wäre bedauerlich. Der Maastricht-Vertrag spricht ja von einer Wirtschafts- und Währungsunion. Die Wirtschaftsunion ist bisher aber noch unvollkommen.

Macht sich dabei nicht die geringe Betonung der politischen Union und der Demokratisierung negativ bemerkbar?

Da würde ich Ihnen zustimmen. Die politische Union als Schlagwort war in Maastricht ein Flop. Während die Wirtschafts- und Währungsunion das große Thema war, daß mit aller Vehemenz

durchgezogen wurde, ist die politische Union nicht zu greifen. Im Gegenteil, was von Europa zu hören ist, wird von den nationalen Medien meist nur unter kritischen Vorzeichen präsentiert. Der Bürger sieht dieses Gerangel um Agenda 2000, den Kosovo-Krieg und, daß Europa in der Außen- und Sicherheitspolitik nicht eigenständig handeln kann. Das schlägt sich natürlich negativ auf die öffentliche Meinung nieder. Insofern ist diese Verschiebung der Betonung auf die Wirtschaft sehr schlecht, denn darauf kann man auf Dauer keine gemeinsame Identität aufbauen.

Geben Sie uns abschließend bitte noch eine Prognose über den Ausgang der Europawahlen. Wird es einen Aufschwung der antieuropäischen Kräfte geben?

Die Frage ist, woran man antieuropäische Kräfte festmachen will. Jeder sagt, er ist Europäer. Nur nicht jeder will das gleiche Europa. Einige Randparteien sind gegen zentrale Bereiche der gegenwärtigen Konstruktion, aber die werden in Deutschland nicht sehr viele Wähler anziehen. In Frankreich sieht das schon anders aus: Dort gibt es nicht nur Le Pen, sondern auch linke Gruppierungen für ein Europa der Nationen, die bereits im Europaparlament vertreten sind und sich wohl manifestieren werden. Dem kann man nur durch einen besseren Kenntnisstand der Bürger über Europa begegnen. Die Entscheidungen innerhalb der EU sollten daher wesentlich transparenter werden. Zudem unterschätzen alle Institutionen, daß wir an der Schwelle zum Informationszeitalter stehen. Die müßten sehr viel stärker in den Dialog mit dem Bürger eintreten. Das Parlament hat 3500 Beamte. Warum können die nicht mal 100 davon abstellen, um Anfragen zu beantworten, die zum Beispiel über e-mail eingehen. Wenn die Demokratie in Europa noch eine Chance haben soll, dann geht das nur auf diesem Wege.

Herr Professor Neunreither, wir danken Ihnen für das Gespräch.

(alt, gan)

Uniphob?

Von Patrick Palmer

Es gehört zum guten Ton in Studentenzeitungen, sich gegen Dieses und Jenes zur Wehr setzen zu wollen. Da wird beklagt, daß der Staat zu Unrecht an den Geldbeutel der Studenten herangeht mit einer "Verwaltungsgebühr" und einer "Studiengebühr". Da wird moniert, daß neue Regelungen in der Studienordnung zu meist negativen Veränderungen im Studienablauf führen. Und hin und wieder - aber viel zu selten - klagt ein einsamer Streiter, man möge endlich den Studenten ein aktives Mitspracherecht an ihrer Universität geben. Und recht bedacht ist das die einzige Klage, die sich nicht wie ein Jammern anhört.

Nach fünf Jahren Uni habe zumindest ich es gründlich satt, mir immer nur anzuschauen, wie etwas entschieden wird, dann zu vermerken, daß ich damit nicht einverstanden bin, um es dann wieder gut sein zu lassen - interessiert außer ein paar anderen Studenten ohnehin keinen, was man zu sagen hat. Die Konsequenz für Land und Universität lautet, daß sie sich fragen müssen, ob sie wirklich derart an ihrer Uni desinteressierte Studenten haben wollen.

Wir Studenten wiederum sollten es uns daher nicht nehmen lassen, das vorgetäuschte Mitspracherecht, welches wir in Form der Gremienwahlen haben, nach Kräften zu nutzen, und damit denen den Rücken zu stärken, die uns als Minderheit in den letzten Jahren standhaft vertreten haben. Eine niedrige Wahlbeteiligung wird uns nämlich schnell wieder als mangelndes Interesse ausgelegt, aktiv innerhalb der Struktur der Universität mitarbeiten zu wollen.

Eine hohe Wahlbeteiligung mit dem gegenteiligen Signal unterstreicht in jedem Fall die Forderung, endlich wirksam an der Universität mitarbeiten zu dürfen. Und dann läßt sich auch über die Struktur reden. Wir brauchen endlich eine effektive Beteiligung der Studierenden in den Gremien der Universität. Dann wird in den Studentenzeitungen von morgen vielleicht auch mehr über die eigenen Standpunkte zu hochschulpolitischen Themen zu lesen sein, und weniger über die bloße Unsinnigkeit des Handelns derer, die heute das Sagen an der Universität haben.

Somit gilt auch hier ein schönes Motto, das in diesen Tagen von Politikern gern zitiert wird: Demokratie stärken. Für die Politiker heißt das: wir wollen, wenn ihr uns laßt. Für uns Studenten heißt das: am 15. Juni wählen gehen.

Mensa: Futtern wie bei Müttern?

Studentenwerk verspricht Umbau der Mensen und neuen Speiseplan

Auch in diesem Sommersemester bietet das Studentenwerk für all diejenigen, die sich gesund ernähren wollen, ein Salatbuffet an. Ein neues Abwiege-System soll für eine angemessenere Bezahlung sorgen. Doch das ist nicht die einzige Änderung in Sachen Essen, die auf die Heidelberger Studis zukommt: Das Studentenwerk plant, mit neuen Ideen das Image der Heidelberger Mensen aufzupolieren.

Statt bei Schupfnudeln mit Sauerkraut langt so manch einer, der sich für figurbewußt hält, im Sommer lieber beim Salatbuffet zu. Auf ihre Kosten kommen dabei in diesem Sommer aber nur echte Hungerhaken, denn der Salat wird neuerdings nach Gewicht bezahlt. Hundert Gramm der gesunden Alternative kosten immerhin eine Mark.

Kartoffelsalat, hartgekochte Eier und schwere Salatsaucen lassen die Zahlen auf der unbarmherzigen Digitalwaage an der Kasse in astronomische Höhen schnellen. Da nutzt auch die sogenannte "soziale Rundung", die das Studentenwerk hervorhebt, nicht viel: Für 597 Gramm Salat muß der gebeutelte Studi anstatt 5,97 Mark nur 5,90 Mark zahlen, spart sich so also immerhin sieben Pfennige.

Das Salatbuffet im Sommersemester geht nun schon in die dritte Runde. Bisher wurde jede Schale Salat pauschal mit einem Betrag von 4,30 Mark abgerechnet. Während das Studentenwerk mit dieser Regelung anfangs noch zufrieden war, kam es im letzten Semester zu unerwünschten Erscheinungen: Schlaue Studis tüftelten aus, wie man Tomaten, Nudelsalat und Four-Seasons-Soße am besten übereinanderschichtet, um mit einer Salatschüssel mindestens noch zwei Kumpels mitzuernähren. "Außerdem verschwanden Brotmengen, die wohl zur Versorgung einer ganzen WG gedacht waren", so Ulrike Leiblein, stellvertretende Geschäftsführerin des Studentenwerks. Weil nicht selten die Augen größer als der Hunger waren, nahm die Müllmenge in den Mensen immerhin um 30 Prozent zu.

Die neue Regelung soll garantieren, daß sich jeder nur soviel nimmt, wie er auch ißt, denn das Studentenwerk kann sich keine Geldverschwendung leisten. Die Zuschüsse vom Land werden immer magerer: im Jahr 97 wurde jedes Essen mit 4,60 Mark unterstützt, im Jahr 98 gab es nur noch 3,65 Mark Zuschuß. Ein gewöhnliches Drei-Komponenten-Menü kostet aber laut Studentenwerk alles in allem, Material-, Lager-, Energie- und Personalkosten eingerechnet, immerhin 9,19 Mark.

Wie es in Zukunft mit den Finanzen aussehen wird, steht noch in den Sternen: Die Reform des Studentenwerksgesetzes (siehe Titel) sieht die Einführung von Festbetragszuschüssen vor, die jeweils für fünf Jahre im Voraus von den Studentenwerken beantragt werden müssen. Das bringt zwar mehr Autonomie bei der Verplanung dieser Beträge, man fürchtet jedoch, auf lange Sicht eher weniger als mehr Geld zu erhalten.

Da ist es kein Wunder, daß das Heidelberger Studentenwerk darüber nachdenkt, wie man zukünftig wirtschaftlicher arbeitet, um im Notfall auf eigenen Füßen stehen zu können. Erstes Ziel ist es, wieder mehr

Studierende in die Mensen zu locken: Marstall- und Triplex-Mensa, die Mensa im Feld und die der PH gaben 1997 rund 1,7 Millionen Essen aus, 1998 waren es nur noch 1,5 Millionen, das sind über zehn Prozent weniger.

Schuld daran sind wohl vor allem der Rückgang der Studierendenzahl und die Anfang 98 durchgeführte Erhöhung der Essenspreise. Auch der Ruf der Heidelberger Studiverköstigung ist nicht gerade der beste. Zwar sind seit 1995 die berühmten Gummihandschuhe durch Schöpfkellen ersetzt, viele Studenten klagen jedoch über zu kleine Portionen, wenig Auswahl und die meist nicht gerade schonende Zubereitung des Essens.

Dabei hat sich die Qualität der Nahrungsmittel laut Studiwerk in den letzten Jahren stetig verbessert: das Schweinefleisch wird von ortsansässigen Bauern geliefert, und Salat und Gemüse des Salatbuffets stammen zu etwa 50 Prozent, die Beilagen-Salate sogar zu 100 Prozent von Bioland.

Weil sich trotzdem nur 20 bis 30 Prozent aller Heidelberger Studis regelmäßig bekochen lassen, macht sich das Studentenwerk schon seit einiger Zeit Gedanken, wie man die Attraktivität der Mensa erhöhen kann. Sonderaktionen wie die "Pfundskur", die berühmte Plakat-Werbung und das Angebot eines Abendessens im Marstall waren die ersten Schritte in diese Richtung, doch die Zukunft scheint wirkliche Sensationen parat zu halten.

Schon jetzt hat man mit dem Umbau der Triplex-Cafeteria begonnen, die sich im Wintersemester 99/2000 in völlig neuem Stil präsentieren soll: das Angebot wird erweitert, und neomodisches "Front-Cooking" soll auch diejenigen überzeugen, die bisher wegen umgehender Schauergeschichten ("Ratten in der Friteuse!") einen Bogen um die Mensa gemacht haben. Im Februar nächsten Jahres soll auch der Marstall umgestaltet werden, eine Neugestaltung der Mensa im Feld ist jedoch noch nicht geplant - architektonisch in sinnvoller Weise wohl kaum zu bewerkstelligen.

Auch das Kassensystem wird geändert. Die guten alten Mensa-Marken haben ausgedient, ab dem nächsten Wintersemester hat man die Möglichkeit, entweder in bar zu bezahlen, wie jetzt schon beim Salatbuffet verwirklicht, oder aber noch einfacher mit der Chipkarte, die es in vielen Mensen schon lange gibt.

Der eigentliche Grund für die Einführung dieses Systems ist eine von vielen Studenten sicherlich schon lang ersehnte Änderung des Speiseplans. Bisher konnte man lediglich zwischen Stammessen mit oder ohne Fleisch und dem Auflauf im Winter beziehungsweise dem Salat im Sommer wählen, doch ab jetzt wird Flexibilität großgeschrieben: "Wir können uns gut vorstellen, unser Angebot zukünftig so ähnlich zu gestalten, wie es etwa in Stuttgart der Fall ist", verrät Ulrike Leiblein vom Studentenwerk.

Dort gibt es jeden Tag mehrere verschiedene Tellergerichte, die von der einfachen Beilage über den Gemüseteller bis hin zum Fleischgericht reichen und je nach Materialkosten unterschiedlich teuer sind. Zusätzlich wird jeweils ein Menü angeboten, das einige Komponenten miteinander kombiniert und einen Preisvorteil bietet.

So ähnlich könnte der Speisezettel also demnächst auch bei uns aussehen. In Heidelberg sollen sich außerdem die beiden Altstadt-Mensen im Speisenangebot voneinander unterscheiden - die Triplex bietet "normales" Essen, der Marstall wird für besondere Schmankerln reserviert sein. Die Mensa wird außerdem einen Catering-Service betreiben, der für zusätzliche Gewinne sorgen soll - und dafür, daß man auch auf den Parties am Wochenende nur Studentenfutter ißt.

Alles läuft also darauf hinaus, daß der Studi von Morgen viel freier als bisher entscheiden kann, was er essen möchte - nur aus der Mensa muß es kommen. Gute Aussichten für all jene, die bisher extra zu Müttern nach Hause fahren mußten, um etwas Vernünftiges in den Magen zu kriegen. Zu hoffen bleibt nur, daß die Mensa bei all den Veränderungen zugunsten der Rentabilität das bleibt, was sie schon immer sein sollte: eine Möglichkeit für Studenten, günstig zu essen.

(stw)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 60

Meeresbiologie verklagt Uni

Stellungnahme von Univerwaltung und Fakultät

Was an der Fakultät für Biologie an der Heidelberger Universität passiert, das interessiert schon längst nicht mehr nur die Studenten. Der Stern und die Bildzeitung berichteten über den Machtkampf zweier Professoren, der dort schon seit Jahren ausgetragen wird, und auch das Fernsehen und das Radio sind auf die Streitigkeiten an der Fakultät aufmerksam geworden und lenken das Interesse der Öffentlichkeit auf den Konflikt.

Der Standpunkt des Meeresbiologen Professor Dr. Dr. Hajo Schmidt, der gegen die Universität geklagt hatte, weil diese ihm die Mittel für seine Exkursion nicht gewähren wollte, wurde bereits in der letzten Ausgabe des ruprecht erörtert. Nun war auch die Verwaltung der Universität und die Fakultät für Biologie in dieser Angelegenheit zu einer Stellungnahme bereit.

Das zentrale Thema des Konfliktes: Professor Schmidt erfüllt sein jährliches Deputat von zwei mal acht Semesterwochenstunden nicht. Das ist es, was seine Kollegen an der Fakultät aufbringt. "Soviel ich auch rechne, ich komme nicht auf die erforderliche Zahl von Stunden", so die Aussage von Professor Mark Stitt, dem Dekan der Biologen. Professor Schmidt begründet seine geringe Aktivität damit, daß ihm die Mittel für Veranstaltungen, die er anbieten möchte, fehlen würden.

Von ihm angebotene Veranstaltungen würden wegen der mangelhaften Bezuschussung von den Studenten nicht besucht, daher sei er nicht in der Lage, seine geplanten Lehrveranstaltungen stattfinden zu lassen, sondern müsse diese absagen. Was die von ihm angebotene und auch stattfindende meeresbiologische Exkursion angeht, so stellt sich die Frage, ob man diese Vorlesung mit einer Veranstaltung gleichsetzen kann, die in einem Hörsaal der Universität abgehalten wird. Studiendekan Stitt vertritt jedenfalls den Standpunkt, daß Vorlesungen allen Studenten zugänglich sein müßten. Zudem kritisiert er, daß zu dieser Exkursion, die, wie er einräumt, sicher sehr interessant sein mag, weder eine Vor- noch eine Nachbereitung stattfände.

Einen Beweis dafür, daß es Zeit wird, regelnd einzugreifen, sieht der Dekan in dem Verhalten der Studierenden: "Die Studenten gehen nicht zu dem Mann, um sich prüfen zu lassen, auch nicht die, die an seiner Exkursion teilgenommen haben." Professor Schmidt hält dem entgegen, daß er "aufgrund der Laborplünderungen nicht mehr in der Lage war, Diplomanden zu betreuen", und daß er für Staatsexamensprüfungen seit Jahren als nicht prüfungsberechtigt gegolten habe.

Was die "menschenunwürdigen" Bedingungen angehe, unter denen man von ihm erwarte, daß er arbeite, so ist nach Ansicht von Professor Schmidt nun der Zeitpunkt gekommen, dem Abhilfe zu schaffen. Nachdem ihm, wie von Seiten der Universitätsverwaltung bestätigt wurde, die Kosten für seine meeresbiologische Exkursion im vergangenen Semester nun erstattet wurden, und auch die Mittel für die diesjährige Exkursion bereits vom Verwaltungsrat genehmigt sind, hat sich Professor Schmidt mit einer Reihe von Forderungen an die Kanzlerin Gräfin Romana von Hagen gewandt. Er verlangt die Bereitstellung von Geld- und Sachmitteln und die Wiederherstellung

des ihm entzogenen Laboratoriums. Sollte die Universität den Forderungen nicht nachkommen, droht er damit, erneut einen Prozeß gegen die Universität anzustrengen.

Daß er diesen gewinnen würde, da ist er sich nach eigener Aussage sicher. Ob der Verwaltungsrat, der Anfang Juli wieder zusammentritt, diese Forderungen erfüllen wird und ob diese überhaupt berechtigt sind, darüber wollte die Kanzlerin noch keine Aussage treffen; schließlich sei sie selbst Mitglied des Rates und wolle dessen Entscheidung abwarten, so ihre Begründung.

Derzeit ist jedenfalls das Ministerium dabei zu überprüfen, ob die Weigerung des Professors, sich an der Grundlehre zu beteiligen, mit dem Beamtenrecht zu vereinbaren ist. Was bedeuten soll, daß man versucht, Professor Schmidt auf disziplinarischem Wege beizukommen. Das läßt diesen jedoch relativ unberührt, denn auf der Grundlage des Beamtenrechtes befände er sich nach eigener Aussage auf der sicheren Seite. Dennoch habe er sich, wie er sagt, "demonstrativ" bereit erklärt, die Leitung eines zoologischen Grundpraktikums im kommenden Wintersemester zu übernehmen.

Den Studenten der biologischen Fakultät ist das alles gleichgültig. Sofern sie von den Streitigkeiten der Professoren überhaupt Notiz nehmen, sind sie bemüht, sich aus der Angelegenheit herauszuhalten: "Wer von denen im Recht ist, da blickt von uns keiner durch." Schlimm finden sie nur, daß die ganze Angelegenheit natürlich zu ihren Lasten gehe. Denn schließlich sind sie es, die in ihren Möglichkeiten beschnitten werden und deren Lehrangebot reduziert wird.

(jak)

Unrühmliche Presse

Heidelberger Wissenschaftler im Zwielficht: Verfahren wegen Genklau

Nach "Doc Holiday" erregt mit Prof. Dr. Peter Seeburg, Direktor am Max-Planck-Institut für Medizinische Forschung in Heidelberg, ein weiterer Heidelberger Wissenschaftler die öffentlichen Gemüter.

Aktuellen Berichten der Nachrichtenmagazine Focus und Spiegel zufolge soll der renommierte Wissenschaftler (Zitat Spiegel: "einer der saubersten Genforscher der Welt") vor zwanzig Jahren Genproben aus der University of California gestohlen haben, an deren Herstellung er selbst beteiligt war. Diese soll er dann seinem neuen Arbeitgeber, der US-amerikanischen Firma Genentech, verkauft haben und ihr damit die Grundlage zur Entwicklung eines verkaufstechnisch erfolgreichen Wachstumshormons verschafft haben, wie der Spiegel berichtet.

Ans Licht kam der Diebstahl aus patentrechtlichen Gründen: In San Francisco geht es vor Gericht gerade um die Frage, ob die kalifornische Universität Anrecht an dem Erfolg des Firmenproduktes hat. Eine positive Entscheidung wäre wohl auch für Seeburg als Mitentwickler des Genmittels von finanziellem Vorteil. Dem Spiegel gegenüber gab er zu: "Das würde schon eine ziemliche Summe sein".

Für die Max-Planck-Gesellschaft ist dieser Gerichtsprozeß nicht von Interesse, schwer wiegt jedoch die Tatsache, daß Seeburg, dem Spiegel zufolge, zugleich zugeben mußte, er habe 1979 in der Zeitschrift "Nature" falsche Angaben zur Herkunft der Genprobe gemacht.

Da man sich in der Max-Planck-Gesellschaft erst vor kurzer Zeit einem Kodex für saubere Forschung verpflichtete, habe man nun erstmals in der Geschichte der Gesellschaft ein förmliches Untersuchungsverfahren einberufen, das Seeburgs Vorgehen eingehend prüfen solle, wie der Pressesprecher der Max-Planck-Gesellschaft Bernd Wirsing dem ruprecht berichtete.

Als Vorsitzenden der Kommission habe man den unabhängigen Vertreter Prof. Dr. Walter Odersky bestimmt, der sich als ehemaliger Präsident des Bundesgerichtshofs mit derlei Fällen auskenne. Der Ausschuß werde nach Abschluß der Untersuchungen, wie Wirsing hinzufügte, eine Empfehlung an den Präsidenten der Gesellschaft aussprechen, zu betonen sei jedoch, daß "bis zum Beweis des Gegenteils in dubio pro reo" gelte. "In welcher Form und welcher Weise Schuld vorliegt, wird zum gegebenen Zeitpunkt entschieden, ebenso wie man sich dann auch über die möglichen Konsequenzen einigen wird", wehrte sich der Pressesprecher gegen jegliche Art von Vorverurteilung Seeburgs von Seiten des Arbeitgebers.

Einen näheren Termin über den voraussichtlichen Abschluß des Verfahrens konnte Wirsing nicht nennen, da man "bisher noch keine Erfahrung mit derartigen Fällen gesammelt" habe. Focus gegenüber zeigte sich Seeburg jedenfalls reuig: "Es war nicht richtig. Ich bedauere mein Verhalten vor zwanzig Jahren sehr."

(ko)

Institut eröffnet

Medizin-, Gesundheitsrecht und Bioethik

Im Rahmen des Kooperationsvertrags der Universitäten Heidelberg und Mannheim wurde das Institut für Deutsches, Europäisches und Internationales Medizinrecht, Gesundheitsrecht und Bioethik (IMGB) eröffnet.

Die beiden Universitäten feierten am Freitag den 28. Mai im Rittersaal des Mannheimer Schlosses mit einer Festveranstaltung die Eröffnung des neuen, gemeinsam getragenen Instituts. Die deutschlandweit in dieser Form bislang nicht existierende Einrichtung soll die interdisziplinäre Forschung in den genannten Bereichen fördern.

Die unterschiedlichen Schwerpunkte der beiden juristischen Fakultäten und das von der Biotechnologie bis zur Wirtschaftswissenschaft reichende, weltweit anerkannte wissenschaftliche Umfeld ermöglichen dem Institut die interdisziplinäre Forschung in einer Breite, die von einer einzelnen Universität alleine nicht zu leisten wäre.

An das neue Institut knüpfen sich von Seiten der Wissenschaft, Politik und Medizin hohe Erwartungen, was sich an den Festrednern aus Wissenschafts- und Bundesjustizministerium, Bundesärztekammer und des Deutschen Ärztetages zeigte.

Eine Vortragsreihe des Instituts mit Dozenten anderer Vereinigungen für das Sommersemester 1999 ist unter <http://www.uni-mannheim.de/fakul/jura/medr.htm> abrufbar.

(mas)

Meinung zählt - auch mit Putenschnitzel

Der ruprecht-Scout führt Lesewillige durch den studentischen Pressedschungel

Obwohl jeder weiß, daß Naturwissenschaftler eh´ nicht lesen können und Geisteswissenschaftler sich studienbedingt durch solch gigantische Textmengen wühlen müssen, daß sie vor Geburtstagsfeiern ihre Freunde anflehen, ihnen doch bittebitte höchstens Comics zu schenken, hält sich ein Vorurteil besonders hartnäckig: Studenten lesen gern.

Außerdem, so ein zweites langlebiges Vorurteil, sind Studenten angeblich an dem interessiert, was sich in der Welt außerhalb der Uni alles so tut und denken nicht etwa den ganzen Tag lang nur an Bücher, Mensamarken und billige Kopierer.

Die Kombination aus beiden Vorurteilen läßt aus Studenten eine enorm lukrativ erscheinende Zielgruppe für Presseerzeugnisse jeglicher Art werden. Nicht zuletzt wir vom ruprecht klammern uns an diese idealistische Vorstellung, wie diese unsere 60. Ausgabe beweist.

Doch die Erfahrung lehrt den einsamen Zeitungsverteiler vor der Mensa, sei er nun von der Studentenpresse, vom Unimut, vom meier oder vom ruprecht, daß Studenten alles andere als begeistert reagieren, wenn man versucht, ihnen bedrucktes Papier in die Hand zu drücken. Die meisten eilen glasigen Blickes vorbei, einige nuscheln ein "Hab ich schon..." in Richtung Teerdecke. Studenten, so scheint´s, sind wählerisch.

Und das zu Recht, denn der Dschungel der Studentenpresse ist tief und undurchdringlich; nur wer weiß, was er will, vermeidet es, jeden Abend mit einem halben Regenwald in den Taschen die Stufen zur Wohnung hochzuwächzen. ruprecht hat sich die Mühe gemacht und versucht, für Euch ein paar Trampelpfade ins Unterholz zu schlagen.

Zur wahren Institution im Rhein-Neckar-Delta zwischen Ludwigshafen, Mannheim und Heidelberg hat sich der **meier** gemausert. Seit Menschengedenken zum Preis von zwei Mark verkauft, bietet das jeweils um den 27. des Monats erscheinende Stadtmagazin eine gute Übersicht über alles, was man als Angehöriger der Heidelberger Hip-Generation so zu wissen hat.

Schwerpunkte sind die Musik- und Clubszene, sowie Kultur, besonders Theater. Seit einigen Jahren legt der meier auch Wert auf kommunal- und umweltpolitische Themen. Empfehlenswert sind die Film- und Theaterkritiken, die Specials zu Themen mit Pfiff (Heft vom April ´99 etwa: "Rad Spezial" mit Biker-Lovestories und Reisereportagen) und besonders die Terminleisten, die für jeden Tag des Monats eine volle Seite Programm bieten, von Kino, Theater und Kabarett über Klassik, Rock und Pop bis hin zu Vorträgen, Führungen und Parties.

Noch ein Tip für Gastronomie-Fans: Außer der empfehlenswerten Rubrik "Essen & Trinken" im Hauptheft gibt es auch ein eigenes Schlemmer-Magazin namens **Espresso**, ein echter Almanach der Gaumengelüste im Rhein-Neckar-Raum. Jeweils zu Semesterbeginn bringen die meier-Macher eine spezielle Uni-Ausgabe heraus. Der **Uni-meier** wird gratis verteilt und enthält neben Geschichten rund um

das studentische Universum die Essentials jungakademischer Lebensplanung - als da wären Kneipenführer, wichtige Telefonnummern, die billigsten Banken, Restaurants und CD-Läden und vieles andere mehr.

Natürlich gibt es in Heidelberg auch regionale Tageszeitungen, die allerdings unter Studenten wegen ihrer vermeintlichen Provinzialität zumeist verächtliches Naserümpfen oder arrogantes Wegschauen ernten. Die Wichtigsten sind die **Rhein-Neckar-Zeitung**, der **Mannheimer Morgen** und die **Rheinpfalz**.

Die journalistische Qualität der drei unterscheidet sich nicht gerade um Längen, auch wenn **Rheinpfalz** und (seit einigen Monaten) **Mannheimer Morgen** in wesentlich frischerem Layout daherkommen und ihr graphisches Konzept wesentlich weniger Staub aufweist als das der Heidelberger **Rhein-Neckar-Zeitung**. Diese ist, obwohl von Theodor Heuss nach Kriegsende gegründet, inzwischen recht konservativ und nichts für schwache linksliberale Nerven.

Trotzdem Vorsicht mit der schnellen Verachtung: Wer sich abseits vom meier-Monatsrhythmus über das kommunale Geschehen, tagespolitische Debatten und auch kulturelle Ereignisse auf dem Laufenden halten will, kommt um die RNZ nicht herum.

Eine eher kuriose Erscheinung sind dagegen Anzeigenblätter wie die **Badische Anzeigenzeitung (BAZ)** und **Heidelberger Rundschau**, oder offiziöse Organe wie das **Stadtblatt** und die **Heidelberg Aktuell**. Außer billigen Sonderangeboten bei Vobis enthalten diese Presseblüten selten wahrhaft Interessantes für's Studi-Leben.

Und wo wir gerade von Anzeigen sprechen: Einmal pro Monat stürzen sich auch die großen Uni-Magazine in den Kampf um Studis und Werbetausender. Sie heißen **Audimax**, **academix**, **Unicum** oder **Uni-Compact**, werden kostenlos in der Mensa verteilt und machen oft den Eindruck, als wüßten sie selbst noch nicht so recht, was sie eigentlich sein wollen: Karriereführer? Lifestyle-Magazin? Szene-Blatt? Studi-Broschüre?

Kennzeichnend daher eine manchmal verwirrende Mischung aus Karrietips (Immer wieder gern genommen: "Wie trete ich beim Bewerbungsgespräch sicher auf?"), Buch-, CD-, Computerspiel- und Filmbesprechungen, thematischen Geschichten zu vermeintlichen (leider bei Erscheinungstermin zumeist schon hoffnungslos veralteten) "In-Themen", wie Snowboarden, Schlagerhype oder - man kann's nicht mehr hören - den tollen Chancen im Internet.

Die Blätter sind von ihrer graphischen Gestaltung her oft erfrischend frech und gar nicht so schlecht, die redaktionellen Beiträge zeichnet eine enorme Bandbreite aus, wobei generell gesagt werden kann, daß Korrekturlesen noch keinem geschadet hat. Doch wer ein bißchen blättert, findet gewiß etwas für ihn Interessantes, das auch erträglich geschrieben ist - zum Schmökern über dem Putenschnitzel sind die Unimagazine auf jeden Fall gut geeignet.

Auch die Universität Heidelberg und ihre Studenten lassen sich nicht lumpen, wenn es darum geht, der Welt ihre Gedanken aufs Auge zu drücken. Das offizielle Presseorgan der Universität ist der **Unispiegel**, in seriösem, doch geschmackvollem Layout, mit Nachrichten rund um die Uni. Der Schwerpunkt der Berichterstattung liegt naturgemäß auf Berichten von offiziellen Anlässen, auch ist viel über Forschungsprojekte, Preise, Rufe und Ähnliches zu lesen.

Wer sich als Student auch für den Aspekt der Universität als Forschungsanstalt und als gesellschaftliche Institution interessiert, sollte ab und an einmal einen Blick in den Unispiegel werfen, der auch

kostenlos in der Mensa zu kriegen ist.

Wer dagegen auf ordentliches Layout und ausgefeilte Formulierungen pfeift und Zeitung eher als Manifest politisch-sozialer Willensbildung begreift ("Meinung zählt!"), ist mit dem **UNIMUT** gut bedient. Das Blatt hat wenig Umfang, erscheint aber auch mit zahlreichen Sondereditionen zu aktuellen Hochschulthemen.

Wo ihre politische Heimat ist, daraus machen die Unimut-Redakteure kein Hehl - nämlich ganz, ganz weit links. Die Blattmacher selbst haben nach eigenen Angaben nicht den Anspruch, objektiv zu berichten, sondern wollen meinungsbildend wirken, was ihnen auch immer wieder gelingt. Zu der linken Ideologie mag man stehen, wie man will, doch die Informationen des Unimut zu hochschulpolitischen Themen sind oft tafrisch und exklusiv.

Kommen wir nun in aller Bescheidenheit zu uns selbst. Der **ruprecht** ist eine unabhängige Zeitung von Studenten für Studenten. Er wird gratis verteilt und finanziert sich nur über Werbung, womit völlige weltanschauliche Unabhängigkeit gewahrt bleibt.

Die Zeitung erscheint dreimal im Semester, mit einer Auflage von 12.000 Stück. Neben einigen festen Rubriken (Interview mit prominenten Personen der Zeitgeschichte, Pro&Contra-Seite zu aktuellen Fragen, Heidelberger Profile, Movie- und Plattenseite) enthält der ruprecht viel Hochschulpolitisches und meistens ein prall gefülltes Feuilleton. Die Macher geben sich die größte Mühe, in Recherche, Stil und Layout professionell zu arbeiten; Bericht und Meinung sind streng getrennt. Den ruprecht gibt es auch im Internet: <http://ruprecht.fsk.uni-heidelberg.de>

Damit wären wir am Ende unserer tour d'horizon durch die Heidelberger Welt der Studentenpresse angelangt. Sicher gäbe es noch viel zu berichten (etwa von der Studenten-Beilage des SPIEGEL, dem FAZ-Hochschulmagazin oder der Hochschulseite der SZ), doch war am Anfang nur von Trampelpfaden die Rede, nicht von sechzehnspurigen Highways.

Letzten Endes ist die Entscheidung für eine Zeitung, die man ein Leben lang aufschlägt, so bedeutend wie die Wahl des Ehepartners. Und da wollen wir doch keinem reinreden...

(kw)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 60

Chaos auf 74 Quadratmetern

SWR 3 und ruprecht entlarven die wildeste WG im Ländle: Die Blumenkinder

Das SWR3-Clubhouse im Heidelberger Hauptbahnhof platzt aus allen Nähten: Die WGs aus Rohrbach, Bammental und Eppelheim haben sich mit ihren lautstarken Fanclubs zum großen WG-Duell versammelt. Bier und Jägermeister machen die Runde, die Bammentaler lassen es Blumen aus ihrem Garten regnen und die "Auserwählten", die für ihre WG am Mikro sitzen, schauen nervös auf die Uhr.

Mit Mühe gelingt es dem SWR3-Team, für Ruhe bei der Verlesung der Verkehrsnachrichten zu sorgen, dann gibt es kein Halten mehr. Unter dem Jubel der mitgereisten Fans stellen sich die WGs vor: Die 7er WG aus Bammental nennt drei Hühner, ein Kommunebett und einen riesigen Blumengarten ihr eigen, weshalb sie sich auch den Namen "Blumenhaus" gegeben hat.

Die fünf Übersetzerinnen aus Rohrbach verweisen dagegen stolz auf das "Türmle", das ihr Haus besitzt, und auf eine riesige Plüschtiersammlung. Und bei den Eppelheimern handelt es sich um vier Exilswabern aus Ulm, die über einem Döner-Imbiß wohnen, bei dem sie natürlich auch die treuesten Kunden sind.

Bei den folgenden Schätzfragen schlagen sich die Eppelheimer am besten: Daß die durchschnittliche deutsche WG 74 Quadratmeter groß ist und jeder Bewohner im Durchschnitt 430 DM Warmmiete zahlt, raten sie am genauesten. Nur bei der Frage, wieviel Prozent der deutschen Studenten in einer WG wohnen, liegen die Bammentaler näher an der richtigen Antwort: Es sind 20 Prozent. In der letzten Runde wird getestet, wie gut sich die Bewohner der WGs untereinander kennen. Da die Bammentaler sogar wissen, auf wieviel Grad ihre Mitbewohner ihre Unterhosen waschen, werden sie Tagessieger, vor den Jungs aus Eppelheim.

Also wird am nächsten Tag live aus den WGs in Bammental und Eppelheim übertragen. Partystimmung in Bammental, der Fanclub ist erneut vollzählig angetreten. SWR3-Reporterin Marion Theiß meldet sich aus dem über 100 Jahre alten Haus, das zwischen zwei Gärten liegt, und vergißt auch nicht, die drei Hühner und Katze Lola vorzustellen. In der Männer-WG in Eppelheim zeigt sich Reporterin Stefanie Köchel besonders vom "ClubOpticum", dem hauseigenen WG-Kino, angetan.

Die erste Aufgabe lautet: Alle Pfandflaschen, Fertiggerichte und Körperpflegeartikel in der WG sollen gezählt werden. Die Bewohner schwärmen aus und bald biegen sich die Tische: Die Bammentaler kommen auf eine Gesamtzahl von 418 (!), davon 144 Pfandflaschen, 167 Körperpflegeartikel und 107 Fertiggerichte. Pech dagegen für die Eppelheimer, daß sie am Tag zuvor ihr Leergut weggebracht haben, denn für sie reicht es nur für einen Endstand von 271 Artikeln.

Lediglich bei den Körperpflegeartikeln herrscht fast Gleichstand, hier bringen es die Eppelheimer auf 162, "und das in einer Männer-WG!", wie Stefanie Köchel erstaunt anmerkt. Beim WG-Rap mit Küchengeräten ziehen die Eppelheimer allerdings die Sympathien der Hörer auf ihre Seite. Die Entscheidung fällt also beim letzten Spiel:

Das Lebensmittel aus den WG-Kühlschränken, das bereits am längsten abgelaufen ist, wird gesucht. Eppelheim weist schließlich ein türkisches Lebensmittel vor, das vor dem 16. April 1995 hätte verzehrt werden sollen.

Doch das Blumenhaus setzt noch einen drauf: Eine indisches Gewürz aus dem Bammentaler Kühlschrank, das bereits seit Dezember 1991 nicht mehr genießbar ist, entscheidet das Spiel und läßt Stefanie Köchel in Eppelheim entsetzt aufschreien. Denn sie muß nun für 24 Stunden in der Eppelheimer WG einziehen, "und das, nachdem ich den Kühlschrank gesehen habe!"

Die Bammentaler aber ziehen ins Finale gegen die wildeste WG aus dem Raum Rhein-Main, einer 12er WG in der Mainzer Altstadt. Dort herrscht ohrenbetäubendes Getöse, begleitet von Schlachtrufen und Dosenbier, wie SWR3-Reporterin Julia Schürmann schreiend bestätigt. Zeitgleich tobt in Bammental das Chaos: Nicht nur die dort ansässige WG hat sich im "Blumenhaus" versammelt, nein, auch die Verlierer aus Rohrbach und Eppelheim sind zur tatkräftigen Hilfe erschienen.

Die erste Aufgabe heißt "the shower-singers": Innerhalb einer halben Stunde soll ein Passant von der Straße gezerrt und, ob freiwillig oder gefesselt, unter der Dusche ein schönes Ständchen zum Besten geben. Während also in Bammental und Mainz der Ausnahmezustand herrscht und Passanten zu Freiwild erklärt werden, überrascht die Spielleitung mit Aufgabe Nummer 2, dem "Extrem-Spülen". Innerhalb einer Minute soll so viel Geschirr als möglich weggespült werden. Michi aus Bammental sitzt in der Badewanne, und nach einer Minute sind unglaubliche 7 Gläser und 41(!) Teller "gespült", der Rest ist zu Bruch gegangen. In Mainz wird auf zwei Baustellen, nämlich in der Küche und in der Badewanne, gearbeitet.

Am Ende stehen für die Mainzer nur 36 Geschirrstücke zu Buche. Und während auf der Straße weiterhin unschuldige Bürger belästigt werden, verkündet die Sendezentrale die dritte Aufgabe, die sich "Sammelwut" schimpft. Sachen, die man ins Freibad mitnimmt, sollen innerhalb von fünf Minuten auf dem Küchentisch Platz finden.

Die Mainzer erweisen sich hierbei als die wahren Badegänger: 464 Einzelteile landen schließlich auf dem Tisch der WG, die neben 60 Servietten und Pappbechern auch so manche spannende Lektüre mit ins Freibad nimmt: Ein Buch über Stahlbeton bildet den krönenden Höhepunkt. "Nur" 319 Dinge werden abschließend in Bammental gezählt.

Auf die Frage, was denn leere Bierflaschen im Schwimmbad sollen, wird SWR3-Stefanie eines Besseren belehrt: "Natürlich als Aschenbecher oder um sich Pfand zu holen." Das Ergebnis ist eindeutig, Punkt für Mainz, 1-1 insgesamt. Nun muß das Sängerfestival in der Dusche über Sieg oder Niederlage entscheiden.

Die Bammentaler warten hierbei mit einer Sensation auf: Nicht ein x-beliebiger Passant wird da herangeschleppt, es ist Hansi Flick, ehemaliger Profifußballer des FC Bayern München. Von Jürgen auf dem Akkordeon begleitet, gibt der Ex-Kicker alles und schmettert die russische Volksweise "Kalinka", die WG liefert brummend die Hintergrundmusik. In Mainz darf Minuten später eine Frau ran. Ruckzuck ist sie unter der Brause und läßt in bester Opern-Manier "Sometime" erklingen.

Jetzt wird es ernst. Die SWR 3-Hörer müssen entscheiden, wer die wildeste WG im Lande ist: Die Bammentaler verweisen die Mainzer mit 75,4 Prozent der Stimmen deutlich auf den zweiten Platz. Ihr Preis ist eine Reise nach Mainz, um dort in einer Riesenparty mit den zweiten Siegern abzufeiern, wahrscheinlich die Erfindung der WG im

allgemeinen.

(alt, tas)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 60

Schwarzer Peter

Kneipenserie, Folge vier: Der Schwarze Peter

Ein Odenwälder Prachtstück muß er gewesen sein, der Peter. Daß er mit seiner Erscheinung dem Wirtshaus, das er Ende letzten Jahrhunderts gepachtet hatte, den Namen geben würde, lag an seiner rabenschwarzen Haarpracht, die ihn zum "Schwarzen Peter" stilisierte.

Es ist ein bißchen fraglich, was man in dieser Weststadtkneipe eigentlich sucht. Freunde gepflegter Gastlichkeit werden hier ebensowenig wie mensageprüfte Allesvertilger auf ihre kulinarischen Kosten kommen, doch darum - und das nimmt man dem Pächter Jörg Born auch gerne ab - geht's im "Schwarzen Peter" gar nicht.

Die schlichte Atmosphäre und das nonchalante Interieur veranlassen den Gast, hin und wieder zu einem vergeblich suchenden Blick nach der Bahnhofsuhr und dem Fahrplan. Ehe man sich versieht, wird in diesem Ambiente aus der vorbeiratternden Straßenbahnlinie 3 nach Leimen in Windeseile der Donaukurier auf seinem Weg gen Budapest - Eisenbahnromantik pur.

Doch genau hierin liegt der Charme des "Schwarzen Peters". Er will kein Szenelokal wie so mancher Altstadtshuppen sein, sondern ist ein Treffpunkt unterschiedlichster Generationen und Personen. Die Grüne Rathausfraktion ist ebenso Stammgast wie Günther "von um die Ecke". Sowieso besteht der Großteil der Kundschaft aus stadtteiltreuen Dauergästen.

Drei Jahre liegt die Komplettrenovierung der Gaststätte nun schon zurück. Nicht nur verborgene Jugendstilelemente wurden freigelegt, auch das Nebenzimmer, wie könnte es anders sein, avancierte dank "Premiere" zum Eldorado für Fußballjünger.

Nicht nur in der Halbzeit kann man auf eine gutbürgerliche Speisekarte mit allem, was das herzhaftes Gemüt verlangt, zurückgreifen. Das Personal des "Peters" rekrutiert sich aus Bekannten des Pächters, Uniformiertheit ist im "Schwarzen Peter" ein Fremdwort, die Individualität lebt. Man kommt, wie man ist, und man kommt gerne.

Besonders die Sommermonate locken zahlreiche Gäste ins Freie, denn dort, zwischen Schiene und Schänke, liegt der wohl lauschigste Biergarten von ganz Weststadt, an dem auch so manch volksaufständiger Bayer seine helle Freude hätte. Hier darf nämlich auch mal bis viertel nach Elf gebechert werden.

Kurz vor der zehntägigen Weihnachtspause werden im "Schwarzen Peter" bei Live-Musik übrigens alle festen wie flüssigen Reste verwertet. Hingehen!

(et, job)

Zwischen Korruption und Kosovo

Ausgerechnet bei den Europawahlen leidet die EU unter Katerstimmung

Wenn vom 10. bis 13. Juni die Bürger der Europäischen Union (EU) zur Wahl des Europäischen Parlaments (EP) aufgerufen werden, wird für viele die Wahl zur Qual. Wie und wen man warum wählt, bleibt laut Umfragen vielen trotz intensiver Werbekampagnen eine unklare Frage. Nach wie vor dominieren nationale Themen den Europawahlkampf, von einer einheitlichen europäischen Wahl ist man noch weit entfernt. Warum soll man dann eigentlich überhaupt wählen?

Europa steckt scheinbar in der Krise. Reformvorhaben werden von Gipfel zu Gipfel vor sich hingeschleppt, die Kommission des Jacques Santer in die Wüste geschickt und im Kosovo erwiesen sich die Europäer zu einer einheitlichen Linie unfähig. Ausgerechnet in diese Katerstimmung fallen nun die Wahlen zum EP, dessen Reputation als chronisch machtlose Schwatzbude mit dicken Diäten sich hartnäckig hält.

Schlimmer als die miserable Reputation kann eigentlich nur noch die schlichte Ignoranz sein - gerade einmal sechs Prozent der Deutschen können überhaupt wenigstens einen der 99 deutschen EP-Abgeordneten benennen.

Es wäre deshalb nicht überraschend, wenn bei den EP-Wahlen in Deutschland am 13. Juni die Wahlbeteiligung niedriger als 1994 mit 57 Prozent ausfallen würde. Im Bewußtsein der breiten Öffentlichkeit erscheint es sinnlos, ein machtloses Parlament zu wählen, wenn dazu noch alle großen Parteien sich unisono "für ein starkes Europa" aussprechen.

Doch entgegen der öffentlichen Meinung kommt seit dem im Juni 1997 verabschiedeten Amsterdamer Vertrag dem Straßburger Parlament gegenüber Brüssel eine beinahe gleichwertige Rolle zu. Und wenn heute die EU mit über 60 Prozent an der deutschen Gesetzgebung beteiligt ist, wird die demokratische Legitimation der EU zum zentralen Anliegen des Reformprozesses.

Ein Haupthindernis auf dem (nicht von allen präferierten) Wege zu einem supranationalen europäischen Parlament war bisher, daß die seit 1979 direkt durchgeführten EP-Wahlen hauptsächlich nationalstaatliche Stimmungstests für die einzelnen Regierungen waren.

Auch der aktuelle Europawahlkampf wird von innenpolitischen Themen beherrscht ("Gelbe Karte für Rot-Grün") und spiegelt die nationale Stimmungslage wider - von Europapolitik ist nur am Rande die Rede. Man stelle sich nur einmal vor: Landespolitik würde den Bundestagswahlkampf bestimmen! Zwar existieren für die insgesamt über 100 Parteien acht große Europafractionen, doch von europaübergreifenden Parteien ist man weit entfernt, noch herrschen nationale Trennungslinien vor.

Während es wahrscheinlich noch lange bei den nationalen Parteien bleiben wird, ist bei diesen EP-Wahlen ein erster Schritt unternommen worden, das Wahlverfahren zu europäisieren. Es gelten zwar weiterhin

noch unterschiedliche nationale Wahlsysteme, doch werden 1999 alle EU-Staaten nach einem Verhältniswahlrecht wählen.

In Deutschland findet eine Verhältniswahl mit Listenvorschlag statt, das heißt man hat nur eine Stimme zum Ankreuzen. Bei der nächsten EP-Wahl 2004 wird es vermutlich sogar nur noch ein Wahlverfahren geben. Wer weiß, wie mächtig dann das EP sein wird?

(ab)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 60

Immer feste draufhalten - Klick!

"Augenblicke des Jahrhunderts" in Speyerer Fotoreportage

"Wenn deine Bilder nicht gut geworden sind, bist du nicht nah genug dran gewesen," lautet der Grundsatz des Bildjournalisten Robert Capa, der mit seinen Aufnahmen aus dem Spanischen Bürgerkrieg bekannt geworden ist. Die Reporter der Associated Press waren im allgemeinen sehr nahe dran. Einige Resultate solcher Risikoeinsätze lassen sich zur Zeit in einer Ausstellung des Historischen Museums in Speyer begutachten.

"Augenblicke des Jahrhunderts", der Titel der Ausstellung, wird dem Inhalt gerecht. Einen Großteil der 168 Bilder, die gezeigt werden, ist jedem, der in seiner Schulzeit ein Geschichtsbuch aufgeschlagen hat, bekannt: Königin Victoria bei ihrem diamantenen Thronjubiläum, das Sankt-Valentin-Massaker in Chicago, Hitler bei den Olympischen Spielen, die Ermordung Kennedys. Wer die "Bravo"-Retrospektive vorzieht, findet Marilyn Monroe, Elvis, Grace Kelly, die Beatles oder Madonna.

Alle Aufnahmen der Ausstellung stammen von der US-Nachrichtenagentur Associated Press (AP). Seit seiner Gründung vor 150 Jahren durfte AP bereits 45 Pulitzer-Preise in Empfang nehmen - mehr als jede andere Agentur. Um aktuelle Bilder möglichst schnell zu liefern, verließ man sich bei AP früh auf neue Techniken. Bereits 1972 stieg die Agentur auf den Computer um, seit vergangenem Jahr sendet AP ihre Bilder mit Digitalkameras direkt über das Internet.

Die Bilder der Ausstellung sind chronologisch geordnet und laden den Besucher auf eine spannende Wanderung durch die Weltgeschichte ein. Anekdotische Kurzbeschreibungen liefern Orientierung und Hintergrundinformationen, die selbst bei Geschichtsmuffeln Interesse wecken. Inmitten von Aufnahmen aus dem Zweiten Weltkrieg begegnet man Frank Sinatra bei seiner Ankunft in Hollywood.

Doch Prominenz und Weltgeschichte sind nicht die einzigen Motive. Eine der Aufnahmen zum Beispiel entstand bei einem Hotelbrand 1971 in Seoul. Zwei Männer versuchen ihr Leben zu retten, indem sie auf Matratzen aus dem 9. Stockwerk springen (Wer sich interessiert, ob sie es geschafft haben, muß sich die Ausstellung ansehen).

Stellwände trennen die einzelnen Jahrhunderte systematisch voneinander ab. Im Gegensatz zu anderen Ausstellungen hält sich die Raumfarbe nicht im Hintergrund, ein Rot, lebendig wie die gezeigten Bilder.

Wem die auf der Ausstellung gezeigten Bilder nicht genügen, dem steht die Bilddatenbank der AP zur Verfügung, ein Archiv mit 700.000 Aufnahmen.

Gandhi meinte einmal: "Ich glaube, wenn ich aus dem Leben scheiden werde und an der goldenen Pforte stehe, wird die erste Person, die ich treffe, ein Reporter der Associated Press sein." - Könnte sein.

(st)

Campus-Kino

Vom Hörsaal zum Film: Studis als Statisten

Die Neue Uni ähnelt einer Bahnhofshalle. Überall laufen aufgeregte Leute hin und her. Koffer, Reisetaschen und Rucksäcke stehen herum. Sie gehören den über Hundert Studenten, die an diesem Tag als Statisten eine Szene in dem Film "Anatomie" füllen sollen. Ende Mai fanden die Dreharbeiten für den Uni-Thriller mit Franka Potente in der Hauptrolle in Heidelberg statt. Im nächsten Winter könnt Ihr Eure Kommilitonen dann im Kino bewundern.

Es ist Montag. Und es ist Feiertag. Trotzdem klingelt mich mein Wecker um sieben Uhr gnadenlos raus. Ähnlich wird es gerade Markus und Jackie, Rabea, Philipp, Kerstin, Nicole und 111 anderen Studenten gehen. Sie wurden aus 500 Bewerbern als Komparsen ausgewählt. Um acht Uhr soll es auf dem Uniplatz losgehen.

Doch zuerst müssen alle - wie an einem gewöhnlichen Montag - im Hörsaal Platz nehmen und irgendeinen Zettel ausfüllen. Dann heißt es warten. Ein paar alte Hasen haben sich ein Buch mitgebracht. Zwischendurch werden Jungen mit kurzen Haaren und dunklem Sakko herausgebeten - sie tauchen kurze Zeit später als Burschis verkleidet wieder auf. Rabea soll ihr Auto auf dem Uniplatz parken. Zwei nette Assistentinnen laufen durch die Reihen und bitten Jackie, sich etwas Helleres anzuziehen. Schließlich wolle man einen Sommerfilm drehen.

Dann endlich, um 9:10 Uhr, geht es los. Komparsenbetreuer Erwin erklärt die Szene. Nur eine Einstellung soll an diesem Morgen gedreht werden. Folgende Situation: Das Semester ist zu Ende und die Studenten verlassen mit gepackten Koffern das Gebäude. Daß die Neue Uni kurzerhand zum Wohnheim erklärt wird, stört Erwin wenig: "Wir sind hier beim Film!" Die Regieassistenten bringen uns noch kurz das kleine Einmaleins des Films bei: "Disziplin und Konzentration" und "nicht in die Kamera schauen!"

Zwanzig Studis mit Gepäck - darunter Markus und Jackie - verlassen den Raum. Sie sollen später aus der Eingangstür der Uni laufen. Der Rest darf erstmal warten. Während immer wieder Leute herausgebeten werden, überlegen sich die übrigen spaßeshalber, wie man die Szene sprengen könnte. Um 9:43 Uhr dürfen dann alle rauskommen.

Regieassistent Anton Aigner verteilt die Statisten in Grüppchen rund um den Platz und erklärt, wo sie in der Szene langzulaufen haben. Kerstin und Nicole sollen mit dem Auto durchs Bild fahren und sich vorher von Philipp und Rabea verabschieden. Gleichzeitig kommt ein Bus an, ein anderer verläßt die improvisierte Haltestelle mitten auf dem Platz.

Während der Kamerakran noch aufgebaut wird, startet Anton die erste Trockenübung: "Und Probe bitte los!" Das hören die Statisten noch fünfmal, bis es endlich Brötchen gibt. Vieles umgeschmissen. Die Busse parken nun andersherum, und auch die Ente soll eine andere Richtung einschlagen. Markus und Jackie waren bisher nicht dazu gekommen, das Uni-Gebäude überhaupt zu verlassen, bevor der Regisseur "Cut!" gerufen hatte.

Aufnahmeleiterin Britta gibt ihnen einen neuen Job: Sie dürfen mitten

auf dem Platz knutschen. Einige männliche Statisten werden langsam nervös: Franka Potente könnte endlich mal auftauchen. Schließlich soll sie aus einem der Busse steigen. Beim Betreuer Erwin werden Autogrammwünsche angemeldet. Doch Franka ist krank. "Bitte nicht ansprechen", sagt Erwin.

Die Arbeit geht weiter. Nach x Proben endlich die erste Aufnahme. Panne: Die Ente geht auf halber Strecke aus. Außerdem muß sowieso alles noch viel schneller gehen. Schließlich soll die fertige Szene im Film später nur 13 Sekunden dauern. Irgendwann ist endlich alles so, wie es sein sollte.

Um kurz vor eins wird die Kamera in den Koffer gepackt und die Statisten werden mit siebzig Mark entlohnt. "Es hat Spaß gemacht und ist easy verdientes Geld", meint Jackie, die schon öfter als Komparsin vor der Kamera stand. "Das zweite oder dritte Mal war schon Routine", findet Philipp. "Da war das ‚Oh Gott, Kamera!‘ schon weg. Es war interessant, mal hinter die Kulissen zu schauen."

Franka Potente ist übrigens an diesem 33. von 37 Drehtagen nicht aufgetaucht. Also muß das Ende der Szene nachgedreht werden. Irgendwann, wenn es der Schauspielerin wieder besser geht, müssen einige der Studenten nochmal antreten. Ein letztes Mal rollt die Ente dafür über den Uniplatz. Ein Glück, denn beinahe wäre Kerstin das Benzin ausgegangen.

(thor)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 60

Clowns und Helden

Internationales Theaterflair in der Neckarstadt

Vom 23. bis zum 27. Juni wird Heidelberg zum Schauplatz eines europäischen Theaterfestivals und Symposiums. Initiatoren sind die "4 Motoren Europas", die Regionen Lombardei, Katalonien, Rhône-Alpes und Baden-Württemberg, die neben der wirtschaftlichen und politischen Zusammenarbeit seit kurzer Zeit auch auf kultureller Ebene kooperieren.

Die Festivalreihe begann letzten Sommer in Pavia und soll in den kommenden Jahren in Barcelona und Lyon fortgesetzt werden. Ziel des Ereignisses ist es, Zuschauer, Schauspieler und andere Beteiligte über die Situation des Kinder- und Jugendtheaters in den verschiedenen europäischen Ländern zu informieren und den Theatermachern neue Denkanstöße für ihre Arbeit zu geben. Langfristig wird danach gestrebt, gemeinsame Projekte und Inszenierungen durchzuführen und dadurch den Weg in ein auch kulturell vereintes Europa zu ebnen.

Zwei Theatergruppen aus jeder Region werden während des Festivals ein Stück darbieten, aus Baden-Württemberg werden es drei Ensembles sein. Dabei wurden nicht unbedingt die besten Inszenierungen aus den Gebieten zum Festival geladen, sondern solche, die dem Schwerpunktthema "Sprache und Körpersprache" Aufmerksamkeit widmen.

So wird in einigen Stücken nur sehr wenig gesprochen, in anderen wird verbale Sprache mit Spiel, Tanz und Bewegung verbunden. Den Auftakt des Festivals macht am 23. Juni die Steptanzrevue einer katalonischen Theatergruppe, gefolgt von einem italienischem Ensemble, dessen Stück "Ali" mit dem Preis Stregagatto, dem äußerst renommierten Jugendtheaterpreis Italiens, ausgezeichnet wurde.

Interessant wird sicherlich auch die Inszenierung der Franzosen werden: "Le garçon dans le Bus", in der ein Bus auf dem Uniplatz zum Schauplatz des Geschehens wird. Sowohl Schauspieler als auch Zuschauer werden in ihm eingepfercht und in die abgeschottete Traumwelt des Protagonisten Richard entführt werden.

Neben dem Hauptprogramm des Festivals werden auch noch weitere Veranstaltungen angeboten, die sich ebenfalls mit dem Thema Sprache beschäftigen. Der bekannte Lyriker und Dramatiker Albert Ostermaier wird beispielweise am späten Abend des 24. Juni die Binnenreimketten seiner Gedichte vorlesen, die er mit verhaltenem Rap untermalen wird. Begleitet wird er dabei von Bert Wrede auf der E-Gitarre. Außerdem wird eine kanadische Theatergruppe die Heidelberger Kulturbegeisterten bespielen.

Obwohl das Festival das Kinder- und Jugendtheater in den Vordergrund stellt, sind doch die meisten Stücke auch und teilweise nur auf Erwachsene und ältere Jugendliche ausgerichtet, so zum Beispiel die Neuinszenierung von Wolfgang Borcherts "Draußen (vor der Tür)".

Vor Sprachbarrieren bei ausländischen Theatergruppen sollte man aber auf keinen Fall zurückschrecken, da die Veranstalter zugesagt

haben, sich für jede Inszenierung eine individuelle Lösung für dieses Problem zu überlegen. Veranstaltungsorte sind die Städtische Bühne, der Zwinger 3, der Karlstorbahnhof, sowie die Alte Feuerwache in Mannheim und der Bus auf dem Uniplatz.

Die Festivalreihe, die sich unter anderem auch mit dem gegenwärtigen Zustand des europäischen Theaters, den laufend veränderten Anforderungen an das Theater durch die bild- und musikgesteuerte Jugendkultur und der Zukunft des Theaters allgemein beschäftigt und viele interessante und bekannte Referenten vorweisen wird, wird jeden Nachmittag im Institut für Übersetzen und Dolmetschen stattfinden und offen für alle Gäste und Interessierte sein.

(nal)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 60

Star Wars back!

Die erste monatliche Star Wars Comic Serie

Egal wohin man schaut, egal woher man kommt und egal was man sonst so tut, man kommt im Moment nicht an dem Star Wars-Hype vorbei, der über den Teich zu uns schwappt: "Episode One" hier, "The Phantom Menace" dort und "Die schwarze Bedrohung" noch oben drauf.

George Lucas, der Erfinder des Merchandising, hat sich seinen Traum erfüllt, den Anfang von Star Wars nun in technisch perfekter Weise zu erzählen; daß er dabei noch Milliarden Dollar an Lizenzrechten verdient, wird ihn wohl nicht besonders traurig stimmen. Allein PepsiCo bezahlte alleine zwei Milliarden für das Recht, mit Star Wars Figuren in Pizza Hut und Taco Bell zu werben, aber auch sonst gibt es nicht einen Bereich, in dem Lizenzrechte nicht vergeben wurden: Bettwäsche, Faxmaschinen, Lampen, Pantoffeln et cetera.

Nicht verwunderlich, daß dann auch Medien, die eher mit Star Wars verbunden sind, in diesem Wahnsinn einen Aufschwung erfahren, und so produziert der Stuttgarter Dino Verlag die erste Comicserie mit dem Star Wars Universum als Inhalt, die monatlich im amerikanischen Heftchenformat und nicht dem größeren und dickeren deutschen Albenformat ab Juni erscheint.

Dabei wird das Heftchen aber nicht nur eine Ausgabe des amerikanischen Originals beinhalten, sondern noch eine zweite Geschichte dazu. Im ersten Heft sind darum jeweils die ersten Ausgaben von aktuellen Serien des Dark Horse Verlages enthalten, der die derzeitigen Lizenzrechte alle Star Wars Comics in den USA innehält.

"Vaders Rache", die erste der beiden, beschreibt die Zeit nach der Zerstörung des ersten Todessternes, als Darth Vader mit allen Mitteln nach Luke Skywalker fahnden läßt, da er der Pilot war, der den Todesstern explodieren ließ. Hervorzuheben an dieser Geschichte ist vor allem, daß Dave Gibbons sie zeichnet, derselbe Gibbons, der in den Achtziger Jahren mit dem ebenfalls genialen Autor Alan Moore "Watchmen" auf den Markt brachte und die Superheldencomics revolutionierte. Nur schade, daß die Story hinter den Zeichnungen zurücksteht; hier hätte ein besserer Autor zusammen mit Gibbons wieder Aufsehen erregt.

Die zweite Geschichte "Zeichen der Rebellion" spielt dagegen kurz vor der Episode Eins und schildert sogar Personen, die im Film auftauchen: Protagonist ist der Jedi Ki-Adi-Mundi und die Schilderung der Ereignisse auf seinem Heimatplaneten Cerea.

Obwohl keine weltbekannten Comickünstler an diesem Comic arbeiteten, so kann trotzdem die Qualität von Text und Bild überzeugen. Erwähnenswert sind außerdem die Cover von Ken Kelley, die der Dino Verlag glücklicherweise nicht vergessen hat, in die deutsche Version ebenfalls einzubinden.

Die Star Wars Serie erscheint monatlich bei Dino-Comics für 5,90 DM.

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 60

Unbekannte Krim

Ausstellung im Kurpfälzischen Museum

Dank der bestehenden Städtepartnerschaft zwischen der Krimhauptstadt Simferopol und Heidelberg ist es erstmals möglich, in Deutschland archäologische Schätze aus drei Jahrtausenden einer kulturhistorisch hochinteressanten Region am Rande Europas zu sehen.

Der griechische Geschichtsschreiber Herodot berichtete im 5. Jh. v. Chr. von barbarischen Völkern am Rande der damaligen Welt und prägte damit das Bild der antiken Geschichtsschreibung des Teils der Ukraine, der uns heute als Krim bekannt ist.

So ist es nicht verwunderlich, daß der beschwerliche Vorstoß der griechischen Kolonisation über das Schwarze Meer dort endete, wo der Mythos der Iphigenie auf Tauris geboren wurde. Als raubendes, kriegswütiges Volk beschrieb Herodot die Taurer, welchen Iphigenie als Dienerin im Tempel helfen mußte, zu Ehren der Artemis Gefangenen die Köpfe abzuschlagen.

An die dunklen Riten erinnert in der gezeigten Ausstellung kaum etwas. Im lichtdurchfluteten Museumsraum wird der Besucher auf großen, von der Decke hängenden Pergamentfahnen in Geographie und das antike Vielvölkergewirr der Halbinsel eingeführt. Denn auf dem wasserarmen Landstrich von der Größe Siziliens trafen nicht nur Griechen und Taurer aufeinander.

Vom 6. Jh. v. Chr bis zum 11. Jh. bekriegten sich hier gegenseitig Römer, Skythen, Sarmaten, Alanen, Goten, Charsen und Polowzen oder gingen in friedlicher Mischkultur auf. Anhand der gezeigten Exponate läßt sich dieses kulturelle Neben- und Miteinander gut verfolgen. Die zunächst verwirrend scheinende Völkerzahl nimmt beim Gang durch die Ausstellung klare Züge an und wird durch den chronologischen Aufbau und Beschreibungen der einzelnen Volksgruppen leicht eingänglich vermittelt. Viele Exponate sind von bizarrer Schönheit.

Über zweitausend Jahre alte skythische Pfeilspitzen wirken überraschend scharf und tödlich, bronzene Tierkopffiguren erinnern an Spielsteine eines Fantasy-Spiels, Gold- und Silberschmuck zeigen die Kunstfertigkeit der an der Grenze zwischen Orient und Okzident aufeinandertreffenden Krimvölker.

Einen Bogen zwischen archaischen Zeiten und der Gegenwart spannt eine Serie von Monotypien des Simferopoler Künstlers Vassilij Trussow mit dem Titel "Land der Skythen". Die Ausstellung trägt im Hinblick auf ein zusammenwachsendes Europa dazu bei, eine Region am Rande dieses Kontinents in den Blickpunkt des Interesses zu stellen und verdeutlicht, wie leicht sich daraus neuer Bezug für die Gegenwart knüpfen läßt. Ausstellungsbegleitend wird dies durch ein Rahmenprogramm mit Diavortrag, Lesungen und Konzerten aktiv umgesetzt.

(mas)

Die Mumie

2 von 4 rupis - ordentlich

1932 gab es schon einmal eine "Mumie", damals noch mit dem glorreichen Boris Karloff. Die heutige Version verspricht dagegen das Gruseln auf die synthetische Art und Weise, denn was Karloff noch vor gut 60 Jahren mit einer billigen Maske aus nassem Zeitungspapier und Malkreide erreichte, daran reicht die moderne Fassung trotz geballter Computertechnik kaum heran.

Daß dem Zuschauer ein eiskalter Schauer den Rücken herunterläuft, geschieht wirklich in den seltensten Fällen. Nichtsdestotrotz ist der Streifen eine Neuverfilmung der klassischen Geschichte: Ein böser Priester liebt die Geliebte vom Pharao, beide sterben und werden verflucht. Tausende Jahre später wird der Priester als lebende Mumie aus seinem Grab befreit und will seine Geliebte an seiner Seite wieder auferstehen lassen. Selbstverständlich gehört auch dazu, daß die Welt währenddessen untergehen soll.

Die eigentlich ganz interessante Story von Nina Wilcox Putnam und Richard Schayer ist also im Groben nicht verändert, jedoch leidet sie an den Schauspielern und dem Regisseur, von denen keiner bisher auch nur an einer big-budget-Produktion teilgenommen hat.

Brendan Frasers Bemühungen als Indy-Verschnitt sind noch halbwegs erwähnenswert, aber sonst kann kein Schauspieler das Prädikat sehenswert erheischen, weder Rachel Weisz als naiv doofe Bibliothekarin, noch Kevin O'Conner als Handlanger der Mumie. Einziger Lichtblick am Himmel, oder besser in der Gruft, die Zwei-Minuten-Rolle Patricia Velazquez als Geliebte des Pharaos.

Wieso man trotzdem den Film sehen sollte? Die Special-Effects sind sehenswert, und wider Erwartung ist der Film dennoch recht spannend. Ist der Bann erst einmal gebrochen, präsentiert er sich als eine Jagd bis zum Finale.

(jr)

Der Croupier

Der Untertitel des Artikels

Verzweifelt sitzt Schriftsteller Jack Manfred (Clive Owen) vor seinem Laptop und versucht, den Anfang der von seinem Verleger geforderten Fußball-Story auf den Bildschirm zu bringen, als ein Anruf seines Vaters ihn aus seinen Gedanken reißt: Er soll einen Job in einem Londoner Spielkasino annehmen. Wenig später arbeitet er dort als Croupier, denn "das Leben verlangt schließlich Entscheidungen".

Den strengen Hausregeln folgt er mit Bedacht, Kollegin Bella jedoch kann er nicht widerstehen. Das bringt Schwierigkeiten mit seiner hoffnungslos romantischen Freundin Marion (Gina McKee), der die Spielerwelt überhaupt nicht zusagt. Auf eine Party bei seinem Verleger begleitet Jack Jani de Viliers (Alex Kingston), eine Spielerin mit immensen Spielschulden, und bittet ihn um Hilfe bei einem Raubüberfall auf das Kasino.

Die hohe Belohnung reizt Jack, und er willigt schließlich ein. Parallel zu diesem Geschehen hat Jack seine Schreibblockade überwunden und verfaßt ein Buch mit dem Titel "I, Croupier" über seine Erlebnisse in der Spielburg. Der Protagonist ist Jake und in Jacks Realität beginnen sich die beiden Charaktere zu vermischen. Die Doppelrolle bringt ihn in Schwierigkeiten. Marion erfährt von dem geplanten Raub, den sie als ehemalige Polizistin zu verhindern versucht.

Wenig später wird sie dann tot aufgefunden. Nach dem Motto: "Halt treu fest, laß leicht los" kommt der inzwischen leidenschaftliche Croupier und mit seinem Buch erfolgreiche Schriftsteller Jack über den Verlust schnell hinweg. Mit dem Wissen, ein Autor, der nur ein Buch schreibt, und ein Gewinner mit nur einer Chance zu sein, lebt er trotz des Reichtums weiter sein gewohntes Leben. Ein Anruf von Jani aus Südafrika bringt zum Schluß eine überraschende Wendung: Jack ist empört, Jake lacht amüsiert.

Eine sehenswerte Spielergeschichte der Neunziger mit subtilen Beobachtungen des faszinierenden Milieus der Spielerwelt, die durch einen Erzähler, der das Geschehen und Jacks Handeln kommentiert, erhellend dargestellt wird. Vielleicht aber ein wenig zu viele programmatische Aussagen, die die Dialoge zeitweise zu konstruiert erscheinen und Lebendigkeit in den Beziehungen vermissen lassen. Die Figuren wirken so teilweise wenig lebensnah und verlieren dadurch an Überzeugungskraft.

(ko)

Der Croupier

2 von 4 rupis - wenig lebensnah

Verzweifelt sitzt Schriftsteller Jack Manfred (Clive Owen) vor seinem Laptop und versucht, den Anfang der von seinem Verleger geforderten Fußball-Story auf den Bildschirm zu bringen, als ein Anruf seines Vaters ihn aus seinen Gedanken reißt: Er soll einen Job in einem Londoner Spielkasino annehmen. Wenig später arbeitet er dort als Croupier, denn "das Leben verlangt schließlich Entscheidungen".

Den strengen Hausregeln folgt er mit Bedacht, Kollegin Bella jedoch kann er nicht widerstehen. Das bringt Schwierigkeiten mit seiner hoffnungslos romantischen Freundin Marion (Gina McKee), der die Spielerwelt überhaupt nicht zusagt. Auf eine Party bei seinem Verleger begleitet Jack Jani de Viliers (Alex Kingston), eine Spielerin mit immensen Spielschulden, und bittet ihn um Hilfe bei einem Raubüberfall auf das Kasino.

Die hohe Belohnung reizt Jack, und er willigt schließlich ein. Parallel zu diesem Geschehen hat Jack seine Schreibblockade überwunden und verfaßt ein Buch mit dem Titel "I, Croupier" über seine Erlebnisse in der Spielburg. Der Protagonist ist Jake und in Jacks Realität beginnen sich die beiden Charaktere zu vermischen. Die Doppelrolle bringt ihn in Schwierigkeiten. Marion erfährt von dem geplanten Raub, den sie als ehemalige Polizistin zu verhindern versucht.

Wenig später wird sie dann tot aufgefunden. Nach dem Motto: "Halt treu fest, laß leicht los" kommt der inzwischen leidenschaftliche Croupier und mit seinem Buch erfolgreiche Schriftsteller Jack über den Verlust schnell hinweg. Mit dem Wissen, ein Autor, der nur ein Buch schreibt, und ein Gewinner mit nur einer Chance zu sein, lebt er trotz des Reichtums weiter sein gewohntes Leben. Ein Anruf von Jani aus Südafrika bringt zum Schluß eine überraschende Wendung: Jack ist empört, Jake lacht amüsiert.

Eine sehenswerte Spielergeschichte der Neunziger mit subtilen Beobachtungen des faszinierenden Milieus der Spielerwelt, die durch einen Erzähler, der das Geschehen und Jacks Handeln kommentiert, erhellend dargestellt wird. Vielleicht aber ein wenig zu viele programmatische Aussagen, die die Dialoge zeitweise zu konstruiert erscheinen und Lebendigkeit in den Beziehungen vermissen lassen. Die Figuren wirken so teilweise wenig lebensnah und verlieren dadurch an Überzeugungskraft.

(ko)

Place Vendôme

3 von 4 rupis - sehenswert

Vincent Malivert ist ein traditionsreicher Juwelier am noblen Place Vendôme in Paris. Beruflich und privat scheint es bei ihm keine Probleme zu geben - mit der Alkoholsucht seiner Frau Marianne hat er sich fast schon abgefunden. Doch dann wird er von ehemaligen Geschäftskollegen beschuldigt, mit gestohlenen Diamanten zu handeln. Ein Intrigenspiel beginnt, dem Vincent nicht standhalten kann.

Er rast mit dem Auto in den Tod. Marianne, in früheren Zeiten selbst eine geachtete und gefürchtete Händlerin, wird durch das Ableben ihres Mannes wachgerüttelt. Sie nutzt ihre alten Kontakte und entdeckt, daß Vincent eine Geliebte hatte. Und dann sind da noch ein alter Bekannter, der Marianne vor Jahren betrogen hatte, die russische Mafia und die Konkurrenz, die schon geierhaft über der sterbenden Firma ihre Kreise zieht.

"Place Vendôme" ist mit seinen ruhigen Kamerafahrten, warmen Bildern und der wohldosierten Musik kein reißerischer Film. Vielmehr ist er ein Versteckspiel, bei dem erst gegen Ende völlige Klarheit herrscht.

Catherine Deneuve spielt ihre Marianne akzentuiert und ohne Übertreibungen: Mal ist sie stark, mal ist sie schwach - aber nie unglaubwürdig. Für diese Leistung wurde sie 1998 mit dem Goldenen Löwen als beste Schauspielerin ausgezeichnet.

Aber auch die restlichen Darsteller beherrschen ihr Handwerk; keiner geht neben der Deneuve baden. Alles in allem also ein sehenswerter Film, der sowohl durch eine melancholische Grundstimmung als auch durch dramatische Elemente geprägt wird - ohne jedoch die Spannung zu verlieren.

(dn)

Der Guru

2 von 4 rupis - etwas banal

Bei einer Autopanne lernen der Tele-Shopping Produzent Ricky (Jeff Goldblum) und seine neue Kollegin Kate den Highwayrasen-küssenden Sonderling "G" (Eddie Murphy) kennen. Nach einem Beinahe-Unfall, bei dem Ricky "G" ums Haar überfahren hätte, fällt der "Guru" in Ohnmacht. Ricky übernimmt seine Krankenhauskosten, was den rasch genesenen Patienten zu grenzenloser Dankbarkeit veranlaßt.

Gleich nach seiner Entlassung taucht er unverhofft an Rickys Arbeitsplatz, einer riesigen Tele-Shopping-Agentur, auf. Das Chaos, das er in der Unkenntnis der Dinge bei einem Small-Talk mit dem ahnungslosen Warenpreiser der gerade laufenden Live-Sendung anrichtet, entpuppt sich als außergewöhnlich verkaufsfördernd und damit als Rettungsanker für den geschäftlich angeschlagenen Ricky.

Die Werbesendungen, welche er mit seinem naiven Charme, einer so einfachen wie genialen Lebensphilosophie und einer großen Portion Unkonventionalität würzt, erlangen nationalen Kultstatus. Von allen finanziellen Sorgen befreit, übersieht Ricky die Veränderungen, welche der Medienrummel für seinen neuen Freund "G" mit sich bringt. In letzter Minute treten jedoch Turbulenzen ungeahnten Ausmaßes ein.

Ein Hollywood-Streifen mit Eddie Murphy in der Hauptrolle garantiert dem Kinogänger mehr oder weniger gereizte Lachmuskeln und ein schnelles Vergessen danach. Dem "Guru" täte man Unrecht, wenn man ihn in diese Klasse einreihen würde. Neben der üblichen Portion Hollywood-Humor und ein bißchen Herzschmerz, hört man ungewohnte Töne von Eddie.

Materialismus und Technokratie, Oberflächlichkeit und Geldgier trüben die heile Welt, und die schon fast banalen Lebensweisheiten, welche der Film transportiert, dringen, dank ihrer schauspielerisch eindrücklichen Umsetzung, fast ein bißchen weiter ins Zuschauerherz, als es uns lieb ist.

(et, job)

On tour: preisgekröntes Kino

Thriller, Liebesgeschichte, Komödie: Der Deutsche Filmpreis zeigt alles

Was, liebe Leserin und Leser, wissen wir spätestens seit "Grüne Tomaten"? Na? Weiß es jemand? Genau. Das Geheimnis liegt in der Soße. Das wissen nicht nur wir Köche, sondern auch andere Leute: die Filmschaffenden nämlich. Bei ihnen besteht die Soße aus der Story, den Darstellern, der Regie, der Bildführung, dem Geld, usw. Wenn diese Zutaten richtig ausgesucht und kombiniert wurden, kann ein guter Film daraus werden.

Die Herren Tykwer, Schmid, Fäberböck, Akin und Koepp, sowie Frau Dörrie wissen, wie man diese Zutaten richtig mischt, worauf es beim Filmemachen ankommt. Sie alle haben keine sogenannten Autorenfilme und flache Komödien geschaffen, sondern versucht, eigene Wege zu gehen. Herausgekommen sind bemerkenswerte Filme, die auch beim Publikum gut ankamen. Die Filmförderungsanstalt Berlin und die Filmförderer der Länder haben das ebenfalls erkannt.

Sie haben deshalb den Deutschen Filmpreis initiiert und die nominierten, sowie bereits ausgezeichneten, Werke auf Tour geschickt: Unter dem Namen: "Deutscher Filmpreis Unterwegs" sind sie in zahlreichen Städten zu sehen. Nicht nur zur Belohnung, sondern auch als Motivation; um zu zeigen, daß der deutsche Film, der ja oft für tot erklärt wird, noch lebt.

In Heidelberg ist die Reihe in den Gloria/Gloriette-Kinos zu sehen. Sie startete mit Tom Tykwers "Lola rennt" am 3. Juni und wird mit "23", einem Thriller um den jungen Hacker Karl Koch, am 7. Juni weitergeführt. In diesem Film verstrickt sich die Hauptfigur Karl immer mehr in seinen Verschwörungstheorien, die er versucht zu belegen, indem er sich mit seinem Computer in die Schaltzentralen diverser Staaten und Organisationen hackt. Fazit: Es bleibt der Eindruck einer gewissen Verherrlichung von Koch, bzw. seiner Vorlage aus der Realität, zurück.

Mit "Aimée und Jaguar" geht's am 17. Juni weiter. Hierzu nur soviel: Es geht um zwei Frauen im Berlin von 1943/44, die sich lieben; die eine Jüdin, die andere Soldatengattin und Mutter. Der Film hat exquisite Darstellerinnen, Spannung, einen Hauch Erotik und zeigt ganz viel vom Gefühl Nummer eins: der Liebe.

Beim Filmfestival Locarno war der nächste Film, "Kurz und schmerzlos" zu sehen und erhielt dort eine Auszeichnung für die besten Darsteller. Es geht in ihm um Freundschaft und Liebe. Ein kleiner Ganove muß sich entscheiden, ob er weiter krumme Dinger drehen will, oder der Liebe folgen soll.

Zum Bundesstart am 1. Juli zeigt Gloria/Gloriette Volker Koepps Dokumentation über "Herr Zwilling und Frau Zuckermann", zwei 90jährige, die sich jeden Abend bei ihr zu Hause treffen und dabei über das Leben sprechen. Der Streifen hat schon eine Auszeichnung erhalten: den "Grand Prix Vision du Reel NYON".

In "Bin ich schön?" zeigt Doris Dörrie die Suche nach Liebe und

Anerkennung. Ein wunderbarer Film mit zahlreichen Größen des deutschen Films.

(dn)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 60

Mike Ness

Cheating at Solitaire

Der Name Mike Ness ist Punkfreunden seit Ende der 70er Jahre ein Begriff. Damals gründete er in L.A. unter dem Einfluß von Bands wie "the Clash", den "Ramones" oder den "Sex Pistols" "Social Distortion", deren harten Sound er selbst einmal mit den Worten "staubtrockener Wüstenpunk am besten serviert mit einem Glas eiskalten Whisky" treffend umschrieben hat.

In seinem Soloalbum besinnt Ness sich mehr auf eine andere Tradition, die sich an Namen wie Johnny Cash, Elvis Presley, Hank Williams oder Bob Dylan festmachen läßt. Die harte Gitarre tritt in den Hintergrund und anstatt dessen eröffnet sich ein weites Spektrum von musikalischen Einflüssen. Im besonderen sind es die düster-schwülen Country- und Blues-Balladen ("Rest Of Our Lives", "You Win Again", "No Man's Friend", "Ballad Of A Lonely Man"), die dieses Album prägen, ohne es für einen cowboybestiebelten Mittleren-Westen Farmer attraktiv zu machen.

Dafür sorgt erstens eine klassische Rock-Grundbesetzung, zweitens Folk-, Punk- und starke Rockabilly- Einflüsse unter denen besonders das Dylan-Cover "Don't Think Twice" als gelungen hervorgehoben werden kann und drittens Mike Ness selbst, dessen dichte und leidende Stimme ein ziemliches Maß an Pessimismus und Ernüchterung in sich trägt und sich insofern schon vom Countrygesabbel eines Garth Brooks abhebt.

Anzumerken bleibt, daß die Zusammenarbeit mit Bruce Springsteen in "Misery Loves Company" nicht unbedingt als Bereicherung zu sehen ist. Das Stück klingt fad und altbacken. Jeder Ausdruck fehlt.

Die Texte könnte man als traditionell bezeichnen in dem Sinne, als daß sie eben die Worte enthalten, die bei Ness eigentlich noch nie fehlten; police, highway, fool, luck, baby, jail und insofern das alte Bild des einsamen Marlboro Mannes vertonen, der trotz aller durchlebter Härten noch immer nichts von der Welt gelernt hat und das eigentlich auch gar nicht will.

Für Mike-Ness-Fans ist die Platte alleine schon deswegen ein Muß, weil man der reptilienähnlich anmutenden, wandelnden Tätowierung Ness, die live schwitzend und rotzend über die Bühne prescht, wohl kaum so einfühlsame Songs zugetraut hätte.

Da sollte man sich auch nicht davon abhalten lassen, daß einige Läden "Cheating at Solitaire" wirklich unter Country einordnen, was formal vielleicht stimmt, im Grunde aber Blödsinn ist, weil die Platte eher einen Abriß über weite Teile amerikanischer Musikkultur zieht. Für alle anderen sei das "Reinhören" auf jeden Fall empfohlen.

(wro)

Pia Lund

Lundaland

13 lange Jahre stand sie unter der künstlerischen Aufsicht ihres Ehemanns und Bandchefs. Bei Live-Gigs des "Voodooclubs" saß sie brav an ihren Keyboards und sang artig ihre Refrains. Und auch abseits der Bühne war sie eher das unnahbare Geschöpf an der Seite des großen Meisters Phillip Boa.

Boa hat bereits vor über einem Jahr sein Solo-Debüt veröffentlicht. Auf der angeknüpften Tour ohne den "Voodooclub" mußte er sich dafür "Pia"-Rufe aus dem Publikum gefallen lassen, denn die Fans schienen eindeutig jemanden zu vermissen.

Pia Lund ihrerseits scheint das Kapitel "Voodooclub" ebenfalls abgeschlossen zu haben, denn sie hat nun endlich den Weg in die private und musikalische Selbständigkeit betreten. Den Beweis liefert sie mit "Lundaland". Die meisten Songs und Texte für das Album stammen aus ihrer eigenen Feder, von ein paar Stücken abgesehen, die doch eindeutig die Handschrift ihres Ex-Mannes tragen.

Merkmal für Voodooclub-Songs wie "Container Love" oder "Love on Sale" waren stets die von Boa gemurmelten Texte, die sich mit den von Pia gesungenen melodiosen Refrains abwechselten. Auf Boas Gebrummel müssen wir auf "Lundaland" verzichten - Pech oder Segen - wir hören Frau Lund pur. Die eingängigen Refrains sind geblieben. "How a Flower Grows" ist zum Beispiel so ein Stück, das auch die typische Stimmung des Albums widerspiegelt.

Verträumtheit mischt sich mit Melancholie. Die Melodie wird dabei wieder ganz von Pias engelsgleicher, fast kalter und emotionsloser Stimme getragen.

Das Eröffnungsstück "Charlamane" mit seinen elektronischen Streichersequenzen und die erste Single "Uh Uh Yeah" mit Pias sirenenhaftem Gesang enttarnen sich als Ohrwürmer. Aber auch die von Frau Lund in vollständiger Eigenregie komponierten Songs "Dear Mary" und "Forever" gehen sofort ins Gehör.

Ohrwürmer sind also massenhaft vorhanden auf diesem elektronisch gehaltenem Pop-Album, das nun in seiner Gesamtheit auf das auch oft belächelte Stimmchen der Frau Lund zugeschnitten ist. Man will die Songs unter der Dusche weiterträllern. Oder man träumt. Das Solo-Debüt des zarten blonden Stimmphänomens zeugt von ihrer neugewonnenen persönlichen Stilorientierung.

Tripop-Beats schleppen sich dahin, Dance und House-Elemente ("The Illusion") unterbrechen die träumerische Atmosphäre. Und wovon träumt Pia Lund? Sie singt über die Liebe, und über ihr Seelenleben, und über die Suche nach dem Traumprinzen. Prinzessinnen können so was. (bede)

(bede)

Jim Hail & Pat Metheny

Der Jazz lebt vom Zusammentreffen großer Solisten. Nicht selten wird dabei Jazzgeschichte geschrieben. Die erste gemeinsame CD von Jim Hail und Pat Metheny ist sicher kein Meilenstein des Jazz, aber dennoch eine besondere Platte. Treffen doch hier zwei stilprägende Gitarristen aufeinander, die sich und ihrem Publikum nichts mehr beweisen müssen.

Die entspannte Stimmung, die beim Einspielen der Platte im letzten Sommer geherrscht haben muß, ist beim Anhören der 17 Stücke deutlich zu spüren. Auch die Aufnahmen, die live gemacht wurden, verströmen eine Gelassenheit, wie man sie aber bei Jim Hail auch nicht anders erwartet hätte, liegen Jim Hails Wurzeln doch im Cool Jazz der Fünfziger Jahre. Richtig bekannt wurde er durch sein Spiel im Jimmy Giuffre-Trio. Seitdem sind seine wunderbar melodiosen, gesangvollen Improvisationen aus dem Jazz nicht mehr wegzudenken.

In all den Jahren ist er dem Cool Jazz nie ganz untreu geworden und längst ist er zu dem zeitlosen Jazz-Gitarristen par excellence geworden. Sein Einfluß auf die nächste Generation von Jazz-Gitarristen, zu der auch Pat Metheny gehört, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Auch schon aus diesem Grund ist das gemeinsame Album der beiden etwas Besonderes, denn wem ist es schon vergönnt, mit seinem Jugend-Idol zusammen in die Saiten greifen zu dürfen. Zwei verwandte Seelen treffen aufeinander und heraus kommen meist stimmungsvolle, wärmende Gitarrenduette, technisch einwandfrei, aber letzten Endes fehlt manchmal die künstlerische Brillanz.

Bei Gershwins "Summertime" blitzt dann kurz das gestalterische Talent der beiden auf, davon hätte man gerne mehr gehört. Doch auch so ist die Platte ein Hochgenuß, denn immer wieder verstehen es Hail und Metheny, mit subtilen Mitteln eine solche Spannung zu erzeugen, daß man zu hören glaubt, wie das Publikum den Atem anhält. Fast andächtige Stille, beglücktes Schweigen. Das Magazin "Melody Maker" nannte Jim Hail nicht umsonst "The Quiet American".

Aber auch Metheny ist ein Zauberer der Melodie. Was er seiner selbstgebauten 42saitigen Gitarre an Tönen entlockt, grenzt manchmal an ein Wunder ("Into the dream"). Auch kleine witzige Anspielungen Hails sind auf der Platte zu entdecken.

So zitiert er in seinem Stück "Cold spring" den Kanon "Hejo spann den Wagen an". Wer Musik für einen lauen Sommerabend sucht, dem empfehle ich nur: Hejo, zieh die Schuhe an, und nichts wie in den nächsten Plattenladen, um diesen Jazz-Edelstein zu erwerben.

(col)

Textarchiv Helios in UB

Eigene Publikationen im World Wide Web

Eine innovative Dienstleistung bietet die Universitätsbibliothek (UB) seit neuestem ihren Kunden: das HELIOS - Volltextarchiv.

Schon seit Mitte der neunziger Jahre bemüht man sich um den Aufbau eines umfassenden Netzes elektronischer Informationsdienstleistungen, dessen Bestand nun durch ein Volltextarchiv erweitert wurde. Dieses bietet allen Hochschulangehörigen die Möglichkeit, Interessierten eigene Publikationen im World Wide Web (WWW) bereitzustellen. Prüfungsarbeiten, Dissertationen und Habilitationsschriften wie auch Monographien, Zeitschriften, Aufsätze und Vorlesungsskripte, Preprints oder Forschungsberichte werden gerne aufgenommen. Der Zeitraum der Archivierung erfolgt nach individuellen Wünschen. Neben einer einfachen Suchmaske erleichtert die UB den Zugang zum Archiv auch durch einen Nachweis in gängigen Suchmaschinen.

Unter besonderen Voraussetzungen besteht auch die Möglichkeit, seine Magister- und Diplomarbeiten, Dissertations- oder Habilitationsschriften in die Katalogverbunddatenbank des Südwestdeutschen Bibliothekverbunds oder in HEIDI aufzunehmen.

Weitere Informationen unter: <http://archiv.ub.uni-heidelberg.de>. Bei Fragen und Anregungen wendet Euch an das Entwicklungsteam um Dr. Eberhard Pietzsch und Leonard Maylein (Tel. 542796 oder 542591, e-mai: Pietzsch@ub.uni-heidelberg.de / Maylein@ub.uni-heidelberg.de).

(ko)

Heiko

Neuer Service der UB

Heiko - das ist die Abkürzung für Heidelberger Komfortliteraturvermittlung, mit der die UB ihren Servicebereich erweitert. Wer schnell mal Aufsätze aus Büchern und Zeitschriften braucht, die zwar nicht in Heidelberg, aber elektronisch verfügbar sind, kann die UB für dich arbeiten lassen.

Der Vorteil von Heiko liegt in der schnellen Bearbeitungsdauer von vier Tagen und ist damit viel schneller als die übliche Fernleihe. Jeder Heidelberger Studi, der einen gültigen UB-Ausweis hat, kann Heiko via Bestellungsformular (WWW oder direkt in der Universitätsbibliothek) in Anspruch nehmen.

Heiko übernimmt dann die Recherche, die Auswahl des Lieferanten, die Bestellung und das Ausdrucken der elektronischen Sendung. Der Studi muß dann nur noch das fertige Päckchen abholen. Das Ganze ist natürlich nicht für umsonst: Neun Mark kostet ein Aufsatz bis zu 20 Seiten, bei jeder weiteren Seite erhöht sich die Gebühr um 20 Pfennige.

(cl)

Personals!

Der muß scheiße sein, mit dem DUDEN!

alle! Mifune? Das ist ein künstlerischer Film, der muß scheiße sein. - jr

papa! Komm, wir leeren Ugos Weinvorrat! Und dann... - gz

alle! Ich überlege mir schon, ob ich eine ganze Seite kaufe, und sie dann leer lasse - bw

alle! ...oder auf ihr mach´, was ich will... - bw

ko! So genau wollte ich es auch nicht wissen... - cl

cl! Naja, die Frage hat sich jetzt auch erledigt... - ko

kw! Oh Klaus, was hast du denn da gemacht, das geht doch alles automatisch! - papa

tj! Wir brauchen einen Text für den Hasen! - wro

alle! Ich hab´s in ihren Augen gelesen! - mg

ko! Hier sind nur verrückte Emanzen und Schwule... - mg

ab! Hast du noch ein Personal? - ko

alle! Okay! Ist die fünf geändert? - ab

papa! Oh, du hast ja so ein Strahlen in den Augen! - bw

alle! Und ich nicht, oder was? - bak

mg! Wo schläft eigentlich Ruth? - bak

ko! Wer net will, der hat schon g´habt - cl

alle! Das wär´s doch: Schnipp, und die Zeitung ist fertig! - mi

alle! Och, so´n bißchen Titten können schon vorkommen! - mg

ko! Typisch Frauen, die müssen immer reden! Männer würden das Buch hinhalten und fertig. - mg

alle! Wo sind denn unsere Pfuschi-Pfuschi-Redakteure? - papa alle!
Männern muß man immer sagen, daß sie toll sind! - ko

alt! Happy Birthday, Held der Arbeit! - alle

ko und papa! FEIK!!!! Mit dem DUDEN! - kw

Impressum der Ausgabe 60

ruprecht, die Heidelberger Student(inn)en Zeitung, erscheint dreimal im Semester, jeweils Anfang Mai, Juni, und Juli, bzw. November, Dezember und Februar. Die Redaktion versteht ruprecht als unabhängiges Organ, das keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet ist. MitarbeiterInnen und RedakteurInnen sind willkommen; die Redaktion trifft sich während des Semesters jeden Montag um 20 Uhr im Haus der Fachschaften in der Lauerstr. 1, 3. Stock. Für namentlich gekennzeichnete Artikel übernimmt der/die AutorIn die Verantwortung.

V.i.S.d.P.: Carola Leube, Wilhelmstraße 28, 74918 Angelbachtal

Redaktionsadresse: ruprecht, Lauerstr.1, 69117 Heidelberg

Tel./Fax: 06221/542458

E-Mail: ruprecht@urz.uni-heidelberg.de

Druck: Caro-Druck, Kasseler Straße 1a, Frankfurt am Main

Auflage: 12.000

Graphik: bak, bw

Werbelayout: jr, papa,

Finanzen: st

Die Redaktion: Christian Altmeier (alt), Alexej Behnisch (ab), Jochen Brenner (job), Christian Collet (col), Marc Goergen (mg), Martina Imkeller (mi), Stephan Kamps (sk), Barbara Keller (bak), Claudia Kölbl (ckg), Carola Leube (cl), Gabriel A. Neumann (gan), Harald Nikolaus (hn), Dirk Nußbaum (dn), Katrin Osterkamp (ko), Patrick Palmer (papa), Jannis Radeleff (jr), Thomas Reintjes (thor), Esther Schalott (et), Jörn Stegmeier (jös), Sandra Thoms (st), Stefanie Wegener (stw), Klaus Werle (kw), Bernd Wilhelm (bw)

) Freie Mitarbeiter(innen): Bernadette Descharmes (bede), Till Jung (tj), Jan Koblichke (jak), Nina Luttmer (nal), Walter Rosenberger (wro), Markus Scheuermann (mas), Thomas Alexander Staisch (tas)

Red.-Schluß für Nr. 61: 25.06.1999

ISSN: 0947-9570

Ey!

Prophet Mambo Nr. 5

Guten Tag, zu Ihnen spricht ein Prophet. Schalten Sie das Radio ein und hören Sie Mambo No. 5, und Sie hören den Sommerhit '99. Gähnen, sagen Sie jetzt, weiß doch jeder.

Weiß inzwischen auch jeder, aber vor sechs Wochen, als der Schreiber dieser Zeilen auf der A 8 von München nach Heidelberg raste, da wußte es noch keiner außer dem Propheten, der seiner Beifahrerin übermütig auf die Schenkel klopfte und krächte: "Guten Tag, zu Ihnen spricht ein Prophet, und das Lied, das Sie gerade hören, wird dereinst in den gesamtdeutschen Annalen als Sommerhit '99 firmieren." Die Beifahrerin stöhnte genervt (sie hatte den Satz schon 47 Mal gehört) und sagte: "Paß auf die Straße auf, Du Depp."

Die Beifahrerin will nämlich Musikkritikerin werden und findet überhaupt kommerzielle Musik doof, zumal wenn sie in der heavy rotation der charts ständig hoch- und runtergenudelt wird. "Wer sowas öfter als einmal hört, wird doch bescheuert", meinte sie. Nach einem Blick in den Straßenatlas kam ihr anscheinend eine neue Erkenntnis und sie verbesserte sich: "Wer sowas überhaupt hört, muß schon bescheuert sein."

Dazu muß man wissen, daß der Blick in den Straßenatlas lediglich ein dramaturgischer Kniff war, um den Effekt der Aussage durch die entstandene Pause zu betonen, denn in Wahrheit versteht die Beifahrerin von Kartenlesen noch weniger als von zukünftigen Sommerhits. Dennoch ist sie auf ausgedehnten Überlandfahrten nicht unnütz, denn sie kann den Wagen prima mit Prinzenrollekekssplintern vollkrümeln, von Passanten wertvolle Wegbeschreibungen erfragen, die sie leider sofort wieder vergißt, oder gerade dann etwas total Wichtiges aus dem Kofferraum benötigen, wenn man denselben nach viertelstündiger Rumkramerei endlich abgeschlossen hat.

Überdies läuft im Radio nicht ununterbrochen Mambo No. 5, weshalb so eine Mitmenschin auf dem Beifahrersitz in puncto Zerstreuung ganz angenehm sein kann, auch wenn die Mitmenschin den aktuellen Sommerhit haßt und der Prophet ihn deshalb überhaupt nicht mehr zu hören bekam, außer natürlich daheim auf dem CD-Player mit der repeat-Funktion. Man muß kein Prophet sein, um zu ahnen, daß dieses Vergnügen leider nicht mehr im Beisein der Beifahrerin genossen wurde.

(kw)

Vom Hamstern, Wohnungsnot und Brückenbau

50 Jahre Bundesrepublik: Heidelberg von der Stunde Null bis zur Staatsgründung

Vielfach wurde in den letzten Wochen das fünfzigjährige Bestehen der Bundesrepublik gefeiert. Staatsakte folgten auf Festveranstaltungen, kaum ein Medium vergaß, das Grundgesetz und seine Entstehungsgeschichte dokumentarisch zu würdigen. Doch hatte man damals fernab des parlamentarischen Rates andere Sorgen als die Gestaltung einer neuen Verfassung. Hunger und Wohnungsnot waren die Themen des "Mannes auf der Straße".

In den letzten Kriegsjahren hatte sich Heidelberg immer mehr zur Lazarettstadt entwickelt. Rote Kreuze auf den Dächern der Kliniken in Bergheim und Neuenheim sollten vor Bombenangriffen schützen.

Dies und die Tatsache, daß der Befehlshaber der anrückenden amerikanischen Truppen, Generalmajor Arthur Beiderlin, schon in frühen Jahren Sympathien für die Stadt am Neckar entwickelt hatte, trugen schließlich zur nahezu unversehrten Übergabe der Stadt in den Ostertagen 1945 an die Amerikaner bei. Opfer der Zerstörung wurden lediglich Heidelbergs Brücken, die deutsche Pioniere in den letzten Stunden vor dem Einrücken der Amerikaner sprengten.

Ziel der amerikanischen Besatzungsbehörden in den ersten Tagen und Wochen war die Kontrolle über die Zivilbevölkerung: Waffen waren abzugeben, der Fahrzeugverkehr wurde an strategisch wichtigen Punkten der Stadt verboten, Gerichte und Schulen geschlossen, eine strenge Ausgangssperre erlassen. "Wer in der angegebenen Zeit ohne solche Erlaubnis im Freien oder außerhalb seiner eigenen Wohnung angetroffen wird, wird mit Geld- oder Freiheitsstrafe bestraft", war auf Anschlägen zu lesen.

Doch war der Begriff der eigenen Wohnung nicht leicht zu definieren. Heidelberg war zum Zielpunkt und zur Durchgangsstation von Tausenden von Flüchtlingen und Ausgebombten geworden. Im September 1945 fehlten der Stadt 4.000 Wohnungen. Zu einer kritischen Zuspitzung der Lage kam es, als im März 1946 die ersten Flüchtlingszüge aus den Ostgebieten eintrafen. Im August 1946 zählte die Stadt 13.210 Flüchtlinge.

Auch die Beschlagnahmungen der amerikanischen Behörden, die schon früh Heidelberg zum Hauptquartier der siebten Armee erkoren hatten, taten das ihrige zur Verschärfung der Lage. Ein Geheimbericht der amerikanischen Streitkräfte von Juli 1945 führt aus: "In der Regel bewohnen sieben bis acht Menschen drei Räume, wobei es aber auch Fälle gibt, in denen sich zehn Menschen zwei Räume teilen müssen."

Mit dem Einwohnerzuwachs wurden auch die Lebensmittel knapper: Brotationen wurden gekürzt, Obst und Gemüse wurde immer mehr zu Mangelware. Besonders kritisch wurde die Lage im Jahr 1947. Hamsterfahrten ins Umland wurden zu einer wichtigen Nahrungsmittelquelle. So meldete die städtische Pressestelle am 10. Mai 1947: "Groß ist die Zahl derer geworden, die täglich versuchen, aus dem Heidelberger Hinterland, vor allem im agrarisch reichen

Bauland, durch Eintausch von Haushaltsgegenständen oder von schwarz beschafften Zigaretten Kartoffeln zu erhalten.

Der täglich abends um 19 Uhr 33 aus Osterburken eintreffende Personenzug am Heidelberger Hauptbahnhof spricht hierfür ein beredete Sprache. Etwa 60 Prozent seiner Reisenden stammen aus Heidelberg und führen in Säcken und Koffern Kartoffeln mit sich." Eine Entspannung der Lage brachte erst die Währungsreform vom 21. Juni 1948.

Politisch kam es nach und nach wieder zur Übergabe der Verwaltungsaufgaben in Heidelberger Hände. Als kommissarischer Bürgermeister wurde zunächst Josef Amberger bestimmt, abgelöst nach drei Monaten von Ernst Waltz, später Ehrensensator und Ehrendoktor der Ruperta Carola. Neben der Beschaffung von Lebensmitteln und Wohnraum stand schon früh der Wiederaufbau der Alten Brücke auf der Tagesordnung. Auch dank Spenden der Bevölkerung - unter anderem durch Sonderbriefmarken - konnte sie schon 1947 wieder für Passanten geöffnet werden.

Auch an der Universität konnte der Lehrbetrieb schon bald wieder aufgenommen werden. Nachdem sie gegen Ende März mit dem Einzug der amerikanischen Truppen geschlossen worden war, wurden schon im Januar 1946 wieder erste Veranstaltungen angeboten. Wichtige Männer der ersten Stunde: Karl Jaspers, Alfred Weber und der erste Rektor Karl Heinrich Bauer.

Nach ersten Wahlen zum Stadtrat und zum badenwürttembergischen Landtag, wählte man im August 1949 den ersten Bundestag. Erwartete Einbrüche in der Wahlbeteiligung blieben aus, die nach dem Weltkrieg neugegründeten politischen Parteien begannen sich zu konsolidieren. Auch in Heidelberg, so schien es, war man bereit für eine neue, demokratische Zukunft.

(mg)

Heiß

Hitze macht träge. Zumindest in Bezug auf unbestreitbar typisch studentische Aktivitäten, die da wären: das sooft erwähnte Studieren, dieses von vielen so genannte Studieren, oder etwa Studieren. Der Platz, den man sich zu Beginn des Semesters mit der lang "einstudierten" Ellbogentechnik erkämpft hat, wird zugunsten eines Platzes an der Sonne geopfert. Nur nicht zuviel denken.

Das erhitzt. Nur nicht zuviel bewegen. Wir schwitzen. Und wir sitzen im Marstallbiertgarten, um Naturphänomene zu beobachten: wie sich die Sonne um die Erde dreht, zum Beispiel. Ich selbst durfte schon in ununterbrochener, stundenlangender Beobachtungsarbeit ausmachen, wie sich der heiße Planet von den Dächern des Cafés langsam aber sicher über das Gebäude der Altertumswissenschaften bewegte, um zu vorangeschrittener Stunde hinter den Räumen des Studentenwerks zu verschwinden.

Aber auch die spannendsten naturwissenschaftlichen Erscheinungen können den wissensdurstigen Studenten nicht befriedigen. Er will lernen. Deshalb ist er hier: und da eröffnet sich uns die Möglichkeit zu den Sozialstudien überzuwechseln. Von einem Weizen zum nächsten sozusagen. Und so geben wir uns der Fleischbeschau hin. Die nächste passiv geprägte Aktivität, der wir uns vollkommen widmen - hinter Spiegelsonnenbrillen - in der Hoffnung auf eine wahrhaft heiße Sommernacht.

Wieso in dieses Seminar gehen? Ebenfalls so eine Art Naturgesetz: Die uns - rein subjektiv - als attraktiv erscheinenden Mitstudent (-innen) sitzen da eh nie. Will nicht wissen, wer diese Gesetzmäßigkeit schon wieder erfunden hat. Und außerdem: Ich will braun werden. Bleiben wir hier.

(bede)

olr

w e b p r o j e c t s

[über mich](#)

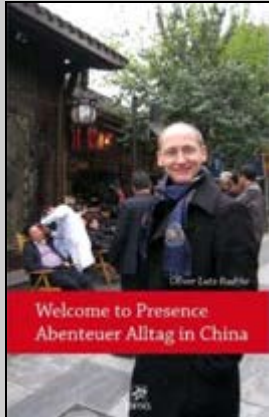
[verweise](#)

[olr mailen](#)

[startseite](#)

projects

... herzlich willkommen bei den olr webprojects ...



Oliver Lutz Radtke
"Welcome to Presence"
Abenteuer Alltag in China

Dryas Verlag, 260 Seiten
ISBN: 978-3940855237
Preis: 14,50 EUR
Neuaufgabe November 2010

Jetzt bestellen >>



dem schreiben und der aufmerksamen
beobachtung meiner mitmenschen
selbstverpflichtet stellt olr text und bild ganz ohne
anspruch aus.

das spiel mit sprache, der spaß für leser und autor
stehen genauso im vordergrund wie die
notwendigkeit, alles, was da draußen ist, mit
worten begreifen zu wollen.

denn das verspricht vor allem gelassenheit und
die ist immer willkommen.
so wie sie, verehrter besucher.

kommentare, lob und kritik sind jederzeit
erwünscht.

> schreiben sie mir! ich freue mich über ihre rückmeldung.

.....
© olr 2000-2010, last update: 12/07/10
[use chinese google](#) | [olr webdesign](#) | [impressum](#)